Heft 8 August 1992 5 DM C 4143 E

Konkret

Kai Hermann:
Israels heiliger Terror

Der alltägliche Rassismus:
Nürnberg, Germany

Die neue Flucht:
OKKULTISMUS

in konkret August 1982

Vorwort von Manfred Bissinger

an Konkret

Der sekundäre Kanzler von Hermann L. Gremliza

Nachrichten

Nürnberg, Germany von Sabine Rosenbladt
Hetze gegen Ausländer, Haß auf Andersdenkende, Apartheid in Deutschland – der tägliche Rassismus bewegt die Bürger der Bundesrepublik nicht. Sabine Rosenbladt besuchte die Stadt, die schon öfter in der deutschen Geschichte eine Rolle spielte

Tod per Telespiel von Ulf Engberg
Das »Elektronische Schlachtfeld« des amerikanischen Vietnamkriegs-Strategen General Westmoreland ist keine Utopie mehr. Im Libanon haben die Israelis mit Hilfe modernster US-Elektronik aus dem Krieg ein tödliches Rechenexempel gemacht.

Israels heiliger Terror im Libanon von Kai Hermann
Der Schein-Heilige Krieg – seit 28 Jahren geplant und jetzt mit äußerster Brutalität inszeniert

Vom Blutbad strategisch absahnen von Jörg Lang

Ausverkauf eine Gesellschaft von Winfried Wolf
Die Kapitalreserven sind erschöpft, weitere Millionenverluste drohen, mehr als hunderttausend Arbeitsplätze stehen auf dem Spiel. Die AEG, zweitgrößter Elektrokonzern der Bundesrepublik, steht vor der Pleite

Konkret-Extralm Bermudadreieck der Kaffeesatz-Religionen – Die okkulte Welle von Wolfgang Spindler
Elisabeth Teissier, Chopper und Nostradamus: Die okkulte Welle schwappt mal wieder über - wie immer, wenn es wirtschaftlich und politisch abwärts geht. Neu aber ist, daß sich jetzt auch mehr und mehr kritische Köpfe auf den Psi-Trip einlassen. Mit dem Ethnologie-Boom an den Unis ist es bei Grünen, Aussteigern und Studenten geradezu schick geworden, das Heil im Irrationalen zu suchen. Sie lesen im Kaffee-Satz und legen sich die Tarot-Karten, befragen im Münzwurf das I-ching und testen mit Computern paranormale Phänomene. Und oft genug ist der Spuk »wahrer«, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Ein Streifzug durch die neue okkulte Szene

Konkret-ExtraDie okkulte Welle - Der neue Irrationalismus von Iring Fetscher

Der häßliche DeutscheNobel, wandernd und rechts von Otto Köhler
Alle guten Bundesbürger haben Respekt vor dem Amt das Bundespräsidenten. Doch einer mißachtet es. Seine Adresse: Villa Hammerschmidt

Hausbesitz zum Nulltarif von Kuno Haberbusch
Überall in der Bundesrepublik fehlen billige Wohnungen. Deshalb zahlt der Staat Millionen von Subventionen für den Bau von Sozialwohnungen. Großverdiener und Abschreibungsgesellschaften haben daraus ein fettes Geschäft gemacht, besonders in Berlin

Deutsche Gespräche von Horst Tomayer

Horst Tomayer telefonierte als Gastwirt Käser mit Professor Schmidt-Kaler

Armseligkeiten von Horst Janssen

Diesen Sommer hat der Kunstbetrieb wieder hohe Konjunktur: Documenta, Biennale Venedig und Kunstmesse Art in Basel. Der Zeichner Horst Janssen polemisiert gegen diese Kunstvermarktung, gegen ihre Manager und Zulieferer:

Kulturnotizen

»Wir wollen artig sein!« von Sabine Bredy, Ilse Ruppert

Sabine Bredy und Ilse Ruppert (Brille) haben einen Wochenendausflug in die Ost-Berliner Jugendkultur gemacht. Es war auch ein Besuch bei Kollegen. S. Bredy hat in Hamburg gerade ihre erste Platte aufgenommen

Kino aus dem Kopf von Gabriele Kreis

Der Film »Normalsatz« bringt ein neues Sehen ins Kino: Hier wird die Kamera-Linse tatsächlich zum Auge, und kein Drehbuch schreibt ihr vor, was sie aufzunehmen hat

Bücher: Frieden, Frieden... von Hans-Ulrich Klose

Kein Verlagsprogramm ohne Friedens-Bücher - längst nicht alle sind brauchbar

Bücher: Big Mac vom Spitzweg von Hermann Peter Piwitt

Kommunisten hatten mit dem Begriff Patriotismus nie Probleme, auch die deutschen nicht, und die DDR pflegt ihr »nationales Erbe«. Aber in der Bundesrepublik wird die Diskussion um Nation und Heimat immer konfuser. Das neue Buch von Wolfgang Pohrt trägt dazu bei. Wie reimen sich Nationalismus und Klassenkampf zusammen?

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 08/82, S. 4

Manfred Bissinger

Vorwort

Erstmal eine gute Nachricht. Seit März haben wir jeden Monat durchschnittlich 94.897 Hefte verkauft, dreimal so viel wie Anfang dieses Jahres. Das ist jetzt sozusagen amtlich geprüft, von der verlagsoffiziellen IVW, einer unabhängigen Gesellschaft zur Überprüfung der Auflage-Zahlen von Zeitungen und Zeitschriften. KONKRET hat sich dort gemeldet, weil wir eines öffentlich und überprüfbar machen wollten: Zum erstenmal in der Geschichte der Bundesrepublik hat eine linke Zeitschrift ohne sexistische Verpackung so viele Käufer gefunden. Ende der 60iger Jahre, als KONKRET schon einmal hohe Auflagen hatte, war Politik noch zwischen Busen versteckt worden.

Unsere Unabhängigkeit, die eigene Meinung und das In-herrschenden-Strömungen-nicht-mitschwimmen-Wollen, fordern aber auch heraus. Zuletzt hat KONKRET-Redakteur *Kai Hermann* diese Erfahrung machen müssen. Nach seinem Beitrag über die »Fremde Revolution« im Iran bekam er nächtliche Anrufe, Drohbriefe und unangemeldeten Besuch. Sympathisanten der Volksmudjahedin ließen wissen, daß sie für nichts mehr garantieren könnten. Bei Feinden der Bewegung ginge schon mal Sprengstoff hoch, und auch die Messer säßen locker. Wie ernst so etwas werden kann, beweisen die blutigen Auseinandersetzungen in einigen Universitätsstädten.

Doch mit Drohungen und Erpressung wird bei KONKRET niemand etwas erreichen. Für die Gegenwart wie für die Zukunft gilt: intellektuelle Auseinandersetzung, Diskussion ist willkommen. Diesmal findet sie auf den Seiten 6 bis 9 statt. Wir haben den Leserbriefteil um zwei Seiten erweitert, damit KONKRET-Kritiker *Bahman Nirumand* und seine persischen Krieger ausführlich Stellung beziehen können.

Wahrscheinlich wird auch Kai Hermanns neuer Bericht (diesmal über Israels heiligen Krieg im Libanon Seite 32) Widerspruch provozieren. An Hermanns Kompetenz gibt es keinen Zweifel; sie ist in die Literatur eingegangen. Nicolas Borns Buch »Die Fälschung«, später von Volker Schlöndorff in Beirut verfilmt, basiert auf seinen Nahost-Reportagen. Hermann kennt sich in der Region aus: Mit dem israelischen Staatengründer David Ben Gurion hat er ebenso diskutiert wie mit PLO-Chef Jassir Arafat oder dem jetzt kurz vor der Macht stehenden Beshir Gemayel.

Ergänzt wird dieser Bericht durch den Kommentar eines Insiders: Jörg Lang, 42, hat acht Jahre für die PLO gearbeitet. Als ehemaliger RAF-Anwalt war er zur Zielscheibe der deutschen Strafverfolgungsbehörden geworden und nach Beirut ins Exil gegangen. Seit Juni lebt er wieder in Tübingen. Mit seiner Analyse für KONKRET äußert sich Lang zum erstenmal über seine Nahost-Erfahrungen.

Was in Beirut geschieht, darf uns nicht davon ablenken, was hier vor sich geht. Es gibt einen alltäglichen Krieg, den wir nur noch dann zur Kenntnis nehmen, wenn es Tote gibt. Geführt wird er gegen Andersdenkende, Andersfarbige, Andersgläubige. Die Strategen dieses Krieges gelten als honorige Bürger dieser Republik. Sie unterrichten Schüler und Studenten, schreiben Bücher und Manifeste, bekommen Pfründen und Orden und treten zur besten Sendezeit im Deutschen Fernsehen auf: Man trägt wieder Herrenmensch. Als deutscher Fußballer bei der Weltmeisterschaft in Spanien; als deutscher Präsident beim Bundesnachrichtendienst in Pullach *(Otto Kühler* über den »häßlichen Deutschen« Karl Carstens auf Seite 59); als deutscher Professor in der Talk-Show »Schlag auf Schlag«. Mit dem Astrologie-Lehrer und Neo-Rassisten Theodor Schmidt-Kaler hat *Horst Tomayer* eines seiner »Deutschen Gespräche« geführt (Seite 66). Die Rubrik ist neu im Heft. Sie wird künftig regelmäßig erscheinen, nachdem »Pardon« das Eischeinen vorläufig eingestellt hat.

Auch. der tägliche Rassismus ist selbstverständlich geworden. *Sabine Rosenbladt* war in »Nürnberg, Germany« (Seite 14). Die Stadt hat Vergangenheit: Reichsparteitage, Rassegesetze. Die Gegenwart: Militante Neo-Nazis, Morde. Und doch ist Nürnberg nur ein Beispiel. Die Bundesrepublik marschiert immer merklicher nach rechts ab - von niemandem aufgehalten. Weder von CDU noch CSU, weder von SPD noch FDP. Im Gegenteil. Nürnberg wird seit 25 Jahren von dem Sozialdemokraten Andreas Urschlechter regiert. Es hat dem Rechts-Bewußtsein keinen Abbruch getan. Und da wundert es nicht, daß, just als der Rechtsradikale Helmut Oxner drei Ausländer erschossen hatte, der OB endgültig die Zeichen der Zeit erkannte und der SPD den Rücken kehrte. Tarnung ist nicht mehr nötig. Rechts von der Mitte haben Radikale im öffentlichen Dienst freie Hand; die SPD wird sich noch wundern. Wie etwa sollen wir uns erklären, daß das Bonner Bundestagspräsidium, dem bekanntlich auch Annemarie Renger angehört, der NPD zu viel gezahlte Wahlkampfkostenvorauszahlungen von 718.000 Mark praktisch schenkt. Monatlich müssen nur 2000 Mark (in Worten: zweitausend) zurückgezahlt werden. Der Staat finanziert seine Henker.

Merke: Wer sich nicht wehrt, lebt wirklich verkehrt.

Dies könnte auch das Motto der KONKRET-Käufer sein. Im Mai-Heft hatten wir unsere Leser gebeten, 25 Fragen zu beantworten. Wir wollten wissen, für wen wir arbeiten, für wen wir schreiben. Über 5.000 haben geantwortet. Danke.

Die Hamburger Sozialwissenschaftlerin Roswita Kohrs-Darius hat die Fragebögen ausgewertet. Danach sind die meisten KONKRET-Leser zwischen 20 und 39 Jahre alt, jeder zweite lebt in der Großstadt, 69 Prozent haben Abitur oder die Hochschulreife. Bei der »Zeit« sind es 57 Prozent, beim »Spiegel« 33, beim »Stern« 20 und in der Gesamtbevölkerung elf.

Und noch etwas klärt die Umfrage: KONKRET-Leser lieben die Kommunikation. Sie gehen gern ins Kino und in die Kneipe, lesen viel Bücher und Zeitschriften und hören viel Musik. An die Altersversorgung dagegen denken sie weniger. Dafür reisen sie umso lieber.

Wir hatten nach den Lebensgewohnheiten gefragt. Der Vergleich, wofür KONKRET-Leser bzw. die Gesamtbevölkerung vorzugsweise ihr Geld ausgeben, ist aufschlußreich:

KONKRET-
LeserGesamtbevölkerungBücher7413Zeitschriften668Zeitungen509Schallplatten3817Reisen3621Kneipen3611Kino216Zigaretten1818Konzerte164Alkohol166Altersvorsorge928

Also menschlich aufgeschlossen, aber eben auch politisch aktiv. Wir hatten gefragt, wie die Gesellschaft geändert werden könne (Mehrfachnennungen waren möglich):

Umwelt und Gesellschaft können nur geändert werden, wenn

KONKRET-LeserGesamtbevölkerungjeder Einzelne bei sich anfängt und seinen eigenen Beitrag leistet3951der Staat durch Gesetzesänderungen eingreift1129viele Bürger sich zusammenschließen und eine Änderung erzwingen7918

Da gibt es doch gravierende Unterschiede zwischen Bundesbürger und KONKRET-Leser. Während insgesamt die Mehrheit Veränderungen vom individuellen Beitrag des Einzelnen abhängig macht, glauben die KONKRET-Leser zu fast 80 Prozent, daß Veränderungen nur gemeinsam erzwungen werden können.

Grundlegende Unterschiede zeigen sich auch bei der Frage nach *der Notwendigkeit* einer Veränderung unserer Gesellschaft. Es konnten drei Möglichkeiten angekreuzt werden:

Unsere Gesellschaft muß

KONKRET-LeserGesamtbevölkerunggrundlegend726in Teilbereichen2667überhaupt nicht027geändert werden.

Ganz schön konsequent unsere Leser!

Was wird nun von KONKRET erwartet? Wie wird das Blatt beurteilt? Frau Kohrs-Darius kommentiert die Umfrage: »Geschätzt wird an KONKRET, daß es interessant (74%) und kritisch (71 %) ist, Informationen enthält, die sonst schwer erhältlich (67%) sind, Mißstände aufdeckt (63%) und zum Nachdenken (65%) anregt.

Gewisse Schwächen von KONKRET können darin gesehen werden, daß man der Zeitschrift Eigenschaften wie lebendig (26%) und aktuell (37%) weniger zuweist. Die Tatsache, daß nur wenige Leser in KONKRET eine Zeitschrift sehen, die sich durch besondere 'Objektivität' (9%) auszeichnet, kann nicht als Mangel gewertet werden, da die Leser nicht die Meinung vertreten, KONKRET nehme zu einseitig (9%) Stellung oder betreibe Schwarz-Weiß-Malerei (4%). Es liegt nahe zu vermuten, daß 'Objektivität' von KONKRET nicht verlangt wird, sondern, daß KONKRET dem Bedürfnis der Leser nach eindeutiger Stellungnahme entspricht.« Soweit die Sozialwissenschaftlerin.

Entsprechend beurteilten die Käufer die Mai-Ausgabe zu 25 Prozent als sehr gut, zu 58 Prozent als gut; zehn Prozent fanden sie durchschnittlich, ein Prozent weniger gut. Die Leser wissen, wovon sie reden. Denn durchschnittlich wird jeder Beitrag von 58 Prozent gelesen. Jeder vierte KONKRET-Leser nimmt sich mehr als vier Stunden Zeit für die Lektüre. Jeder zweite beschäftigt sich immerhin noch drei bis vier Stunden damit.

Dazu trägt sicher auch unser 16seitiger Sonderteil KONKRET-Extra bei. Diesmal beschreibt *Wolfgang Spindler* die Okkulte Welle, die gerade über uns schwappt. KONKRET-Lesern ist das vielleicht neu: Sie sind, die Umfrage beweist es, wenig anfällig für Kaffeesatz-Religionen. Vermutet hätten wir dies auch von Christoph Strawe, dem Gründer und Ex-Vorsitzenden des Marxistischen Studentenbundes Spartakus. Nachdem er im Diesseits auf Schwierigkeiten gestoßen ist, hat er für das Jenseits ein ganzes Verlagsprogramm entworfen. Sein Haupttitel: »Der Stern des Weisen - Vom Rhythmus der großen Konjunktion Saturn-Jupiter«.

Also, Vorsicht vor Dogmatikern.

P. S. Joseph Beuys hatten wir gebeten, ein Streitgespräch mit Horst Janssen zu führen. Der hatte ihn als »lächerliche Armseligkeit im Gehege Bildende Kunst« bezeichnet. Beuys kniff: »Ich habe keine Zeit, mich mit Janssen auseinanderzusetzen. Dessen Kunstbegriff stammt aus dem 19. Jahrhundert.«

Nichts gegen Beuys, aber gottseidank gibt es noch ein paar aus dem vorigen Jahrhundert (Seite 68).

Konkret 08/82, S. 6

an Konkret

Neuester Furz

KONKRET 7/82: Hermann L. Gremliza über »Jesus und seine zwölf Mitarbeiter«

Ich studiere Theologie. Deshalb halte ich Gremlizas ständigen Kehrreim »Kreuze zu Pflugscharen« für ähnlich hilfreich und notwendig wie das »ceterum censeo« des alten Cato. Nur daß jener es im Gegensatz zu diesem nicht erleben wird. Aber nicht trotzdem, sondern gerade deswegen fühle ich mich erstmals in meinem 25 Jahre währenden Leben gedrängt, einen Leserbrief zu schreiben, um Gremliza für seine Besprechung des neuesten Furzes aus der katholisch-evangelischen Ökumene zu danken. Diese Buchbesprechung ist eines der besten Beispiele für Karl Barths Lichterlehre, nach der Gott seinen Christen von Zeit zu Zeit auch außerhalb der Kirchenmauern Lichter aufzustecken pflegt. Möge es helle leuchten, d.h. Eurer Zeitschrift weiterhin die Qualität beschieden, und mögen ihr darüberhinaus viel mehr Leser vergönnt sein. Sie ist, da sie Wut, aber selbst einem gläubigen Christen ab und zu auch Mut macht, eine unentbehrliche Erscheinung in unserer tristen Presselandschaft.

TOBIAS KRIENER

WUPPERTAL

Kritik an verfaßter Religiosität und deren Ideologie ist sicher wichtig - sie ist der Urgestus aller Aufklärung. Nur sollte dabei beachtet werden, daß die Argumentation stichhaltig ist und keine sachlichen Konzessionen zugunsten einer nur deshalb gelingenden Polemik gemacht werden: Luther hat die Bibel nicht erfunden. Sein aufklärerisches Werk einfach als Literatur zu verstehen, neuere Übersetzungen an seiner Sprachgewalt zu messen und in humanistisches Wehklagen über verloren gehende Kulturwerte auszubrechen, ist nicht eben sachdienlich. Wenn Sie schon übersetzungskritisch sein wollen, dann dürfen Sie nicht davor zurückscheuen zu untersuchen, was Luther und Gefolge aus dem hebräisch-griechischen Kultbuch gemacht haben. Schließlich hat sein »Reform«werk wesentlich dazu beigetragen, daß die Kirche nicht schon längst im Okkultismus; versunken ist, sondern munter weiterlebt, heute grün, morgen friedlich, übermorgen links - natürlich nie als Trittbrettfahrer (das sind ja die Kommunisten), sondern als Initiatoren, aus erst kürzlich entdeckter christlicher Weltverantwortung heraus. Daß man sich dabei um sein Gerede und Gehabe von gestern nicht zu kümmern braucht, ist die Bedingung der Möglichkeit von Kirche. Hier hat Kirchenkritik anzusetzen, als »gefährliche Erinnerung«, nicht durch Aufgeilen an Peinlichkeiten.

Schließlich: »Kunst ist Wahrheit«. War das wirklich nötig? Anstelle einer endlosen Diskussion darüber nur kurz und polemisch ein Diktum Adornos: »Kunst ist Magie, befreit von der Lüge, Wahrheit zu sein.« So dialektisch ist Aufklärung.

DIETER SPERL

HAMBURG

Wieder einmal traut man seinen Augen und Ohren nicht. Hermann L. Gremliza, den Goethe (wie sich selber) einen dezidierten Nichtchristen genannt hätte, muß die Luther-Bibel gegen die Schriftgelehrten unter ihnen Verächtern verteidigen.

Die zehn Gebote zu zehn Befehlen umgetauft, Gott als der größte Befehlshaber, womöglich größter Feldherr aller Zeiten? Ist das nicht folgerichtig für die neuen guten Nachrichten, die sich ein Wort ohnehin nur als Machtspruch und ein Gespräch nicht mehr anders als im Befehlsston vorstellen können? Luther war gewiß ein autoritärer Charakter. So autoritär sind die neuesten Bibelgesellschafter bei weitem nicht, und auch den Charakter lassen sie lieber als auf sich woanders in Frieden ruhen. Schläft sich's denn nicht für den neuen Adam viel friedlicher mit seiner Frau, während ihm Luther einst noch die lästige Pflicht auferlegte, sein Weib zu erkennen? Diese »Erkenntnis« trieb einen armen Irren wie den Penisdichter D.H. Lawrence sein Leben lang im Kreis herum. Die neue gute Nachricht regelt diesen Kreisverkehr im Schlaf. Prinzip dieser faustischen Dolmetscher: »Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen! «

Gott erhalte uns so bibelfeste und hellhörige Heiden wie den Brecht, den Bloch, den Wilhelm Reich und (leider auch) den Gremliza!

PETER MÄHN

MANNHEIM

Lajewardis Kekse

KONKRET 7/82: Reportage über die »Fremde Revolution« im Iran von Kai Hermann

Mit ihrem letzten Iran-Artikel hat sich die KONKRET leider völlig unverständlicherweise in ein äußerst zweifelhaftes politisches Licht gerückt. Die Verfahrensweise, »jetzt schicken wir mal selbst Leute vor Ort«, ist dann gerechtfertigt, wenn sich diese Leute dann nicht Sand in die Augen streuen lassen. Wie kann man naiv-dumm Henker befragen, ob sie wohl foltern würden. Was für eine Antwort erwartet man da, ist man nicht ganz weltfremd. Sie sollten wissen, daß bei sehr vielen Lesern KONKRET durch diesen unverständlichen Versuch der Verharmlosung enorme Sympathien verloren hat. Alle, die ich kenne, reagieren nur mit Kopfschütteln. KONKRET, wo geht's hin???

JÜRGEN HAHN, DIETER PETZOLD

DÜSSELDORF

Ich bin seit einigen Jahren mit der Religion, Kultur und dem Volk Irans eng verbunden. Angesichts der allgemeinen Verzerrung und Fehleinschätzung der Situation in Iran gerade nach der islamischen Revolution empfinde ich den ausführlichen und objektiven Artikel von Kai Hermann als eine große Erleichterung. Hoffentlich wird diese wahrheitssuchende Tendenz von Ihrer Zeitschrift auch in der Zukunft fortgeführt, damit die tiefverwurzelte Borniertheit (auch der Linken) vor dem islamischen Modell der antikolonialistischen Befreiung und Kulturrevolution beseitigt werden kann.

ALI BAUER

MAUERN

KONKRET schreibt: »Und selbst die sonst so peniblen Rechercheure von Amnesty International liefern entgegen sonstiger Praxis für die pauschalen Beschuldigungen der iranischen Regierung keine hinreichenden Beweise.« Ich weiß natürlich nicht, was Sie unter hinreichenden Beweisen verstehen, ich kann Ihnen jedoch einige Beispiele für das benennen, was ai über den Iran behauptet und womit sie es nachweist.

· ai beklagt Hinrichtungen im Iran und legte hierzu zum Beispiel am 3.2.82 die Namen von 4.108 Menschen vor. Es handelt sich hierbei um eine Zahl, die sich in der Hauptsache auf iranische offizielle Quellen stützt, eine Zahl somit, die 100%ig beweisbar ist; es mag eine noch höhere Dunkelziffer geben.

· ai beklagt, daß unter den Hingerichteten Kinder sind und benennt im April 1982 den 15jährigen Fariburz Khatibi und die 13jährige Fatemeh Mesbah; ich hoffe, Sie leiten dies weiter an den von Ihnen auch darauf angesprochenen (und dies ableugnenden) Direktor des Evin-Gefängnisses, Herrn Assadollah Lajevardi.

· ai behauptet, daß in iranischen Gefängnissen gefoltert wird und stützt sich dabei auf Hunderte von Zeugenaussagen, die uns erreicht haben, die von uns geprüft wurden (nach Kriterien, die sich seit 1961 bewährt haben und ai bislang auch die Zuverlässigkeit ihrer Informationen gesichert hat) und für glaubwürdig erachtet wurden.

· ai beklagt, daß im Iran die religiöse Gruppe der Baha'i verfolgt wird und weist hin auf zahlreiche Hinrichtungen von Mitgliedern der Glaubensgemeinschaft.

(Dai beklagt, daß es seitens der Revolutionsgardisten immer wieder zu außer-legalen Tötungen kommt und weist zum Beispiel hin auf den Fall des Baha'i Askar Muhammadi aus dem Dorf Rahimkan.

· ai behauptet, daß Arbeiter im Iran - nehmen sie gewerkschaftliche Rechte, zum Beispiel Streik, in Anspruch - inhaftiert werden und legte im Juni 1982 eine Liste mit Namen von 45 Inhaftierten vor.

amnesty international steht und fällt mit der Glaubwürdigkeit ihrer Informationen; da sind wir in der Tat sehr »penibel«, nicht nur bei anderen Ländern, sondern auch im Iran. Informationen, die von uns publiziert werden, sind mehrfach überprüft worden. Das, was wir veröffentlichen, steht in der Regel weit hinter der Realität zurück.

OTMAR RÜTHER

MITGLIED D. BUNDESVORSTANDES

VON AMNESTY INTERNATIONAL

Ich bin sehr dankbar für die gründliche Aufklärung über den heutigen Iran Chomeinis durch Kai Hermann. Lange ahnte ich, wie lügenhaft und verfälscht, alles auf den Kopf stellend, die Berichterstattung aller Medien, leider auch der Linken

über dieses Volk und Land war, das sich selbst aus dem imperialistischen Joch des Schahregimes befreite. Wenn auch manches für uns unverständlich und grausam scheint - wir müssen den bestandenen Freiheitskampf dieser Menschen gegen jahrzehntelange unmenschliche Unterdrückung und den Raub ihres Ölreichtums bewundern und akzeptieren.

ELSE PETERS

KEITUM/SYLT

Man fühlt wie sein Herz schmilzt, wenn man das Bild eines Kekseverteilenden Gefängnisdirektors sieht. Damit aber die Glorifizierung der religiösen Fanatiker im Iran nicht zu offen zutage tritt, werden kleine Hinweise auf die Unterdrückung der Frau, das gewaltsame Niederwerfen von Streiks und die zahlreichen Hinrichtungen im Evin-Gefängnis eingestreut, um sofort durch Worte wie »islamischer Anstand« bagatellisiert zu werden. Natürlich war das Schah-Regime' meines Erachtens nichts anderes als eine faschistische Diktatur, aber ist das Chomeini-Regime etwas anderes?

MIKE SEIFERT

MANNHEIM

Mensch, hab ich mich über Euren Iran-Report gefreut! Endlich wagt eine linke Zeitung eine differenziertere Einschätzung des Iran! Viel zu viele Spontis, Jusos und andere Linke sind ja voll auf die bürgerliche Hetzkampagne gegen die iranische Revolution hereingefallen. Das hat zum Teil ganz böse Folgen: An der Uni Frankfurt werden Fedajin/Mehrheit und Tudeh-Studenten schon seit über einem Jahr von Mudjahedin und Maoisten bis aufs Messer verfolgt und terrorisiert. Buchstäblich bis aufs Messer! Und das nur, weil sie es wagen, eine andere Meinung von der iranischen Revolution zu haben als die Regierung der USA und der BRD und der »Spiegel«!

ROLAND KEIL

FRANKFURT

Daß von der deutschen Presse versucht würde, sich mit der Islamischen Revolution im Iran sachlich auseinanderzusetzen, hätte ich vor Erscheinen der letzten KONKRET kaum noch für möglich gehalten.

Leider hat sich in der Bundesrepublik, auch in den Kreisen, die sich ansonsten für die Rechte der »Dritten Welt« engagieren, ein Klima des Hasses und der Verachtung gegenüber der Islamischen Revolution ausgebreitet.

Mich verwundert die schier unerschütterliche Gewißheit der deutschen Linken, daß es sich bei der iranischen »Opposition« um Verfechter von Demokratie und Menschenrechten handelt. Wie kommt sie zu der Überzeugung, daß die »Opposition« die »wahren« Interessen des iranischen Volkes vertritt? Und was würde wohl mit den Millionen Iranern, die sich zur Islamischen Republik bekennen, geschehen, sollte diese »Opposition« mit Hilfe von außen (denn anders wäre das unmöglich) an die Macht gelangen? Sofern man bei der Phraseologie der iranischen »Opposition« überhaupt von einer politischen Konzeption sprechen kann, ist darin von Demokratie und Menschenrechten auch bei wohlwollendster Interpretation nichts zu finden. Aber die deutsche Linke scheint sich für derartige Nebensächlichkeiten genauso wenig zu interessieren wie für die Angemessenheit der Gewaltanwendung durch die iranische »Opposition«. Vielmehr scheint die einzige Gemeinsamkeit in der Verachtung des iranischen Volkes als dumm, leicht verführbar, autoritätshörig; kurz: politisch unmündig zu bestehen. Ein solches Volk ist natürlich unfähig, seine eigenen Interessen zu erkennen, geschweige denn in ein freies und gerechtes politisches und kulturelles System umzusetzen, sondern bedarf einer - westlich geschulten - »Elite« als politischer Führung, die Elite wiederum scheint berechtigt zu sein, zur Durchsetzung der ihr vorenthaltenen Machtpositionen auch mit Waffengewalt vorzugehen.

Mit dem Artikel von Kai Hermann sind, so denke ich, die Grundlagen für ein Überdenken dieser Einstellung zur Islamischen Revolution und zur iranischen »Opposition« geschaffen worden, und ich hoffe sehr, daß er in diesem Sinne Auswirkungen zeigen wird.

ALI LAVASSANI

HAMBURG

Gratuliere! Die KONKRET-Laudatio auf den »väterlichen«, Kekse verteilenden Teheraner Knastdirektor und sein »freundliches Jugendgefängnis« stellt die berühmte »Bild am Sonntag«-Reportage über das süße Leben der politischen Häftlinge in Buenos Aires weit in den Schatten. BamS-Chefreporter Michael Jeannee soll die Wander-Zitrone für journalistische Naivität an Kai Hermann weiterreichen. Nun warten wir alle ungeduldig auf eine Darstellung, wie Idi Amin und Pol Pot Uganda und Kambodscha gerettet hätten, wenn man sie nur in Ruhe gelassen hätte.

ERICH WIEDEMANN

JESTEBURG

Seit dreinhalb Jahren sind zahlreiche Iran-Experten, Journalisten, Juristen, Vertreter internationaler Organisationen, Schriftsteller und Wissenschaftler in den Iran gefahren. Sie haben ihre Beobachtungen, Erkenntnisse und Urteile publiziert und haben damit versucht, die Weltöffentlichkeit aber die Vorgänge im Iran zu informieren. Auch viele Iraner haben ihre eigenen Erfahrungen und Analysen im In- und Ausland veröffentlicht. Und nun fliegt einer plötzlich aus dem ewig getrübten Himmel der BRD in die »fast baumlose, im Smog stinkende Stadtlandschaft« Teheran, fährt auf Anraten des stellvertretenden Innenministers »nach Ghom, nach Isfahan, in die Salzzwüste und in die Berge« und höre und staune! Da entdeckt er etwas, was bisher niemand, weder die kritischen Iraner noch die Ausländer gesehen haben: die islamische Revolution! Dort in der Salzwüste und in den Bergen stellt er fest, daß sämtliche seriösen und unseriösen Publikationen einem haarsträubenden Irrtum unterlagen, daß »taz«, »Spiegel«, »Stern«, die Landesverbände der Grünen, Jusos, der Kommunistische Bund, Asten, das AntiH-Block-Komitee, das Informationsbüro Nicaragua, »Pflaster-Strand« und alle anderen, sämtliche Iraner natürlich miteingeschlossen, sich in bezug auf den Iran völlig auf Abwegen befinden.

Kai Hermann sollte seinen eigenen Bericht noch einmal genauer lesen. Dann würde er, glaube ich, selbst merken, daß seine Urteile selbst aufgrund dieses Berichts Fehlschlüsse sind. Der Bericht zeigt doch trotz aller Beschönigungsversuche, daß Chomeini und seine Mannschaft mit ihren Ideen und Vorstellungen und ihrer dreieinhalbjährigen Praxis nur einen geringen Teil der Bevölkerung auf ihre Seite ziehen können. Aus dem Bericht ist zu entnehmen, daß zumindest alle Bevölkerungsteile, die mit der modernen Industrie zu tun haben, ob Arbeiter, Angestellte, Ingenieure usw. über ihre Lage nicht glücklich sein können. Hinzu kommen die Mehrzahl der Intellektuellen, Schüler und Studenten, dann aber auch alle Jugendlichen in den Städten, denen das traurige Leben mit Weinen und Beten keinen Spaß macht. Die Universitäten sind seit 2 Jahren geschlossen, die Schulen gleichen eher islamischen Gefängnissen. Verlage, Zeitungen, Zeitschriften und Bücher, mit Ausnahme der islamischen, sind verboten, die Existenzbasis aller dieser Schichten ist zerstört. Hinzu kommen die überwiegende Mehrheit der Beamten und Angestellten staatlicher Behörden und Ministerien. Sie sind entweder den Säuberungen zum Opfer gefallen oder funktionslos gemacht worden. Der ganze Justizapparat z.B. ist zugunsten neugegründeter islamischer Institutionen praktisch aufgelöst. Die Planungsorganisation ist völlig funktionslos gemacht worden, das gleiche gilt für die meisten Ministerien und Behörden. Das Ausmaß dieses Bevölkerungsteils wird dann sichtbar, wenn man weiß, daß die staatliche Hierarchie im Iran 28% der gesamten arbeitenden Bevölkerung umfaßt. Zu alledem müssen natürlich auch die Frauen erwähnt werden, deren totale Unterdrückung auch einem Kai Hermann nicht entgangen sein dürfte. Daß die Tatsachen darüber in seinem Bericht nicht auftauchen, ist begreiflich, sie passen nicht in das Gesamtbild.

Was keinem Journalisten, Juristen und Vertreter von Organisationen wie Amnesty-Intemational oder Rotes Kreuz gestattet wurde, wird Kai Hermann aus Hamburg erlaubt: ein Besuch im berüchtigten und von jedem Iraner gefürchteten Teheraner Evin-Gefängnis. Jeder Iraner weiß, daß ein Herauskommen aus diesem Gefängnis nur in den seltensten Fällen gelingt. Und siehe da, Kai Hermann entdeckt da Dinge, die an das Wunderbare grenzen. So freundlich, so wunderbar sieht es draußen nicht aus. Fernsehfilme, Volleyball, Fußball, lachende und freundliche Wächter, die man nicht von Gefangenen unterscheiden kann. Waren es vielleicht doch nicht alle Wächter? Hat man dem Besucher aus Hamburg einen orientalischen Bären aufgebunden?

BAHMAN NIRUMAND

JOURNALIST FRANKFURT

Ich kann nur applaudieren! Es ist wohl einzigartig, daß es ein deutsches Magazin gewagt hat, frei und offen über Iran zu berichten. Immer noch werden rührselige Märchen von der Pahlewi-Familie erzählt. Immer noch wird der so gutherzige Ex-Schah bemitleidet, der wohl nur etwas zu flott die »Zivilisation« ins Land bringen wollte! Und jetzt noch die armen »Oppositionellen«, die doch nur ihre Meinung sagen wollten. Ich höre schon das Schluchzen des Axel Springer. Und Sie haben es gewagt, einfach nach Iran zu reisen und sich selber zu überzeugen, was dort los ist. Sie haben sich mit Dorfbewohnern unterhalten - undenkbar! In einem Satz: Ich bin froh, daß es wenigstens noch ein deutsches Magazin gibt, das objektiv berichtet. Es ist natürlich klar, daß sehr viele Proteste eingehen werden, aber lassen Sie sich nicht entmutigen.

SIMA BONAKDOR

FORTH

Brutal frauenfeindlich

KONKRET 7/82 »NEW WAVE Comics« von Mark Marek

Da ich Eure Berichte in puncto Frauenfrage vor allem in den letzten Nummern schätze, hat mich der Cartoon von Mark Marek verwunden. Ich finde ihn frauenfeindlich, und zwar ganz brutal frauenfeindlich. Einen 'Witz' darüber, daß der Mann seine Alte nicht mehr will, daß sie noch dazu masochistisch ist, kann ich auch in der 'Kronenzeitung‘ (= Bildzeitung) lesen. Dafür brauche ich das KONKRETnicht.

KARIN BERGER

MÖDLING, ÖSTERREICH

Fiese Sorte

KONKRET 7/82. Hermann L. Gremliza aber »Unsere Jahre ohne Hans-Dietrich«

Gremlizas Kommentar zustimmend, zähle ich den FDP-Vorsitzenden Genscher zu jener fiesen Sorte »liberalen(Politiker hierzulande, die Karl Jaspers 1964 in einer Fernsehvorlesung so charakterisierte:

»Sie sind opportunistische Realisten, Betriebmacher, listige Menschen und Erpresser. Unbekümmert vital handeln sie im Namen der Freiheit gegen die Bedingungen der Freiheit. Sie entziehen sich, wenn sie bloßgestellt sind, durch Lügen und durch Witze... Mit sentimentalen Sprüchen täuschen sie einen Ernst vor. Sie sind Verderber der Freiheit. Dieser Typus von Politikern hält seine Aufgabe, ohne Berufung, für einen Beruf, einen vielfach aussichtsreichen, mit gutem Einkommen und Pensionsberechtigung. Sie meinen, es sei risikolos. Sie denken ohne Verantwortung. Daher unterwerfen sie sich, in Gefahr ratlos, jeder sie vermeintlich sichernden oder wenigstens rettenden Macht, wie 1933.«

HANS WITTEK

LEUTKIRCH

Den Artikel habe ich mit Interesse (und Anteilnahme, da ich seit 1969 Mitglied der F.D.P. bin) gelesen. Im »großen Überbau« sozusagen stimmt alles. Indessen wird seit 1949 das westdeutsche politische Alltagsleben (von einigen kurzen Zeitabschnitten abgesehen, z.B. Ära Regierung Brandt) geprägt von Sturheit, Dumpfheit, Opportunismus, Dubiosität. Und eben aus diesen Gründen war die F.D.P. in ihrer neuen Form seit 1969 durchaus notwendig. Sie war auch schon immer, wenn eine sehr schwache, gesamtdeutsche Klammer. Die unbedingt notwendigen politischen Kurskorrekturen hätte die SPD seit 1969 allein in Westdeutschland gegen den erbitterten Widerstand von CDU/CSU und ihren reaktionären Klüngeln nicht durchführen können. Das Erreichte ist wenig genug. Wenn jetzt die neue politische Kraft GAL die westdeutsche politische Landschaft noch nachhaltiger verändern sollte, um so besser.

JOACHIM FENSCH

WEINGARTEN

Interessenkollission

KONKRET 7/82. »Der Kronzeuge packt aus« von Stefan Aust

Als Verteidiger im Schmücker-Prozeß hab ich das Geständnis Hochsteins mit wachsendem Interesse gelesen. Die sich daraus ergebenden Erkenntnisse werden mit Sicherheit die Beweisaufnahme im Schmücker-Prozeß bereichern. Was aber an dieser Stelle schärfsten Protest gebietet, ist die in Ihrem Bericht belegte Tatsache, daß Rechtsanwalt Dulde, Rechtsanwalt Belschner, Zwangsverteidiger von Gerald Klöpper im 2. Juni-Prozeß gewesen ist. Das bedeutet, daß ein und dieselbe Anwaltssozietät die Interessen eines vom Verfassungsschutz bezahlten Kronzeugen vertritt und auf der anderen Seite - wie auch immer - die Interessen eines von diesen Kronzeugen Beschuldigten vertritt!

Wenn man sich vor Augen hält, daß es einer Anwaltssozietät verboten ist, eine einverständliche Ehescheidung zu vertreten, d.h. ein Sozius vertritt den Ehemann, ein anderer Sozius die Ehefrau - beide sind damit einverstanden -, so ist doch eine krassere Interessenkollission in einer Sozietät kaum vorstellbar als die, daß ein Sozius einen Belastungszeugen vertritt, während der andere den Belasteten verteidigen soll. Ich bin gespannt, ob die Öffentlichkeit, vor allen Dingen aber unsere berufsständische Organisation solches schweigend hinnimmt und hoffe, daß auch Sie die Dinge nicht auf sich beruhen lassen.

PHILIPP HEINISCH

RECHTSANWALT

BERLIN

Zurück ins Biedermeier?

KONKRET 7/82: Sabine Rosenbladt über »Mutterglück«

Ideologien wie die neue Mutterideologie z.B. sind aber immer das Ergebnis wirtschaftlicher Umstände. Wie sehen die aus? Die klassischen Frauenarbeitsplätze verschwinden. Näherinnen, Schuharbeiterinnen usw. sind schon längst durch noch billigere Dritt-Welt-Arbeitsplätze ersetzt. Bleibt die klassische Domäne des Büros. Doch auch hier macht die Elektronik Arbeitsplätze zunichte, alleine die neuen Textverarbeitungssysteme machen Stenotypistinnen praktisch brotlos. Und der Mann erobert diese Arbeitsplätze. In der Süddeutschen las ich im Urlaub, daß aufgrund der 'komplizierten' Technik Männer Frauen in den Vorzimmern ersetzen. Die Arbeit, die zur Verteilung steht, muß also neu verteilt werden. Würden die Frauen arbeitslos, wäre das Heer der Arbeitslosen unermeßlich. Also müssen sie dazu bewegt werden, auf Arbeitsplätze zu verzichten, zur »glücklich« alleinerziehenden Mutter zu werden, den Mann alleine arbeiten zu lassen. Zurück ins Biedermeier also. Merken das denn all die bewegten Frauen nicht?

HANS PETER TERNO

PFARRER

MAINZ

Die Deutschen sterben aus, anders kann es wohl nicht sein, oder würde sonst 13jährigen zum Austragen von Kindern geraten? Aber kann mit ruhigem Gewissen zugelassen werden, daß die Geburtenzahlen wieder steigen, dagegen unsere Welt durch AKWs, Abholzung der Wälder, vergiftete Nahrung, usw. immer lebensunwerter wird? Vielleicht sollte man auch bei den Zuwendungen für werdende Mütter Gelder für die arbeitslosen Jugendlichen um die Jahrhundertwende zurücklegen!

ANDREAS WERNER

RANTUM

So weiter machen

Seit geraumer Zeit überfällt mich gähnende Langeweile beim Lesen von KONKRET. Da sich das auch seit der redaktionellen Umstrukturierung bisher nicht wesentlich verändert hat (Ausnahme z.B. der Artikel von Sabine Rosenbladt über Frauenärzte), wollte ich eigentlich mein Abo demnächst kündigen. Wenn ihr allerdings so weitermacht wie in der letzten Ausgabe (endlich mal ein KONKRET, das seinen Namen auch verdient), werde ich mir das nochmal gründlich überlegen müssen.

MARIA HAUTSCH

FRANKFURT

Konkret 08/82, S. 10

Hermann L. Gremliza

Der sekundäre Kanzler

Italiaaa, Italiaaa... Zum Tschingbumm der Hymne ein Schwenk auf die Ehrenloge, erste Reihe, von links: Sandro Pertini, ein Greis in würdigem Dunkelblau; Juan Carlos in schlichtem Schwarzgrau; Joao Havelange in gedecktem Tuch; einen Kopf kürzer: Helmut Schmidt in verbeultem Beige, wash and wear, denn es war Sommer. Keiner dabei, um den man sich reißen müßte. Und doch ließ die Optik erkennen: Wir haben den Kürzeren gezogen.

Nun steht zwar im Lehrbuch »Grundlagen des Marxismus-Leninismus« (Dietz Verlag, Berlin, S. 211 ff.), daß es nicht die großen Männer sind, die die Geschichte machen. Aber müssen es deshalb die ganz kleinen sein?

Friedrich Engels antwortet: »Hier kommen dann die großen Männer zur Behandlung. Daß ein solcher und gerade dieser, in dieser bestimmten Zeit in diesem gegebenen Lande aufsteht, ist natürlich reiner Zufall. Aber streichen wir ihn weg, so ist Nachfrage da für Ersatz, und dieser Ersatz findet sich, tant bien que mal, aber er findet sich auf die Dauer.«

Soviel Trost man in dem Wort *Ersatz* finden mag, es bleibt ein Rest zu tragen schwer: warum ausgerechnet der?

Weil gerade für ihn Nachfrage da war. Die Großbourgeoisie wie das Kleinbürgertum dieses so schnell wieder zu Macht und Reichtum gelangten Landes leiden unter einem »Minderwertigkeits-Komplex« (daß es kein Komplex ist, sondern daß sie einfach minderwertig sind, brauchen wir ihnen ja nicht zu sagen). Sie spüren, daß ihr Reichtum und ihre Macht sie nicht davor bewahren, von ärmeren Nachbarn als die Spießer aus der Provinz angesehen zu werden, die fern von Geist und Schönheit leben. Sie brauchten einen, der das, was sie fürchten, auf jenes Niveau herunterbrachte, auf dem sogar sie damit umgehen konnten, einen, der denen da draußen Vorlesungen in Wirtschaftskunde hielt, der Kant zum philosophischen Vademecum des Prokuristen machte, der vor Nolde und Barlach »ah!« sagt und Bach auf der Orgel spielt. Und der - Zugabe - auch noch mit Boy Gobert befreundet ist. Sie brauchten und fanden Helmut Schmidt.

Dieser Kantianer, der auch, wenn er ein Leben lang Barmbek nicht verlassen hätte, ein großer Philosophaster geworden wäre, machte ihnen die Welt wieder zum trauten Heim. Mochte der Kampf der Menschheit auch auf Sein oder Nichtsein stehen, unter dem Schirm der Kanzler-Dialoge mit Friedrich Nowottny erschien er als eine Partie Scrabble in der Wohnküche eines Langenhorner Einfamilien-Reihenendhauses. Auch vor dem Feind im eigenen Land, diesen sogenannten kritischen Intellektuellen, bot er Schutz. Hatten der Krimileser Adenauer und der Analphabet Erhard (»Das deutsche Volk had den Exdremidäden eine Absage erdeild«) mit ihren Beschimpfungen (»Spinner«, »Pinscher«) die Furcht vor dieser Brut eher geschürt, machte das Urteil »Schwätzer« aus dem Mund eines Kanzlers, der selber fließend mit Sir Popper sprechen konnte, jedem Trottel Mut.

1963 schrieb Carl Amery:

*Ehrlichkeit - Pünktlichkeit - Sauberkeit - Zuverlässigkeit im Dienst - Arbeitsamkeit. Es ist nicht schwer zu sehen, daß sie allesamt Sekundärtugenden ge*nannt werden *können; Tugenden also, die keine Ziele* in *sich enthalten, sondern auf bestimmte Ziele zugeordnet werden müssen, um »positiv« zu sein. Ich kann pünktlich zum Dienst im Pfarramt oder im Gestapokeller erscheinen; ich kann in Schriftsachen »Juden-Endlösung« oder Sozialhilfe Penibel sein; ich kann mir die Hände nach einem rechtschaffenen Arbeitstag im Kornfeld oder im KZ-Krematorium waschen.*

Damals regierte Konrad Adenauer, der Katholik, und Amerys Schrift hieß »Deutscher Katholizismus heute«. Im Juli 1982 sagte der Saarbrücker Oberbürgermeister Oskar Lafontaine einer Illustrierten:

Was hat sich denn mit der Einigung zwischen SPD und FDP über den Haushalt 1983 in Bonn geändert? Helmut Schmidt spricht weiter von Pflichtgefühl, Berechenbarkeit, Machbarkeit, Standhaftigkeit... Das sind Sekundärtugenden. Ganz präzis gesagt: Damit kann man auch ein KZ betreiben.

So ist es, ganz logisch und banal, und kein denkender Mensch konnte Lafontaine unterstellen, er traue dem Bundeskanzler die Errichtung von Konzentrationslagern zu. Aber es kommt zu diesem Interview:

Bild Der saarländische SPD-Chef nennt die Kanzler-Tugenden schon ausreichend, »um ein KZ zu betreiben ... «

Franke: Ich schäme mich, daß es einen solchen Mann in der SPD gibt. Das muß Konsequenzen haben. Diese schlimmen Worte erinnern an die furchtbare Zeit, in der wir außerhalb der Gesellschaft standen und viele Sozialdemokraten ihr Leben lassen mußten.

Weil sie, wie der Sozialdemokrat Egon Franke, der einst selber im KZ saß, »außerhalb der Gesellschaft standen« (und nicht weil sie den faschistischen Machthabern Widerstand geleistet hatten). Keiner widerspricht Frankes Lüge, alle ereifern sich über Lafontaines Wahrheit. Und Helmut Schmidt schweigt, beglückt über das Niveau, auf das er die politische Diskussion heruntergebracht hat.

Willy Brandt war und blieb, wie wenig sich seine praktische Politik von der seines Nachfolgers unterschied, ein Stachel im Gemütsspeck der Bundesbürger. Er provozierte Streit, Kämpfe und auch seine Fehlschlüsse hatten eine Qualität, die den Widerstand lohnte. Schmidts Taten und Worte sind so glatt und platt, daß jede Polemik daran abgleitet. Schmidt ist nicht umstritten, sondern entweder geschätzt oder gelangweilt ignoriert. So wurde es ihm möglich, die Bevölkerung eines der mächtigsten Staaten der Welt zu einem Zeitpunkt, da die Entscheidung über Frieden oder atomares Chaos fällt, in einen Zustand politischer Apathie zu versetzen.

Dabei ist die politische Entmündigung derer, die ihn wählen, und derer, die ihn lieben, also der Anhänger der CDU/CSU, nicht mal das Schlimmste. Es ist ihm ja auch gelungen, die außerparlamentarische Opposition aus der Politik zu vertreiben. Getreu der Regel, daß man immer nur so gut spielt, wie es der Gegner zuläßt, kickt die Linke wie Krankl und Co im Spiel gegen die DFB-Auswahl in der eigenen Spielhälfte herum; im Strafraum wird Müsli gekocht, der Libero strickt einen alternativen Sparstrumpf, die Basis ist durchaus grün und keiner weiß, wo das gegnerische Tor steht.

Was Helmut Schmidt tun konnte, damit die Grün-Alternativen, die Anti-Atom- und die Friedensbewegung wachsen, hat er getan. Leider hat er auch getan, was er tun konnte, daß sie so geworden sind, wie sie sind: die Grünen so deutsch-unpolitisch wie möglich, die AKW-Gegner und die Friedensbewegung so auf »die Atome« als das schlechthin Böse fixiert, daß sie keine Parteien mehr kennen und einen dialektischen Materialismus schon gar nicht.

Und das ist immer noch nichts, gemessen an den Wirkungen, die die Kanzlerschaft des ÖTV-Mitglieds Helmut Schmidt auf die Funktionäre der Arbeiterorgansiationen ausgeübt hat - als ein »Genosse« und »Kollege«, als einer von ihnen da unten, der bei denen da oben so angesehen ist, von dem sie sich treten lassen und dessen Tritte sie weitergeben.

Gäbe es eine Ästhetik der Anpassung, müßten wir vor Helmut Schmidt als ihrem Vollender die Prinz Heinrich-Mütze ziehen. Da es sowas nicht gibt, müssen wir uns damit bescheiden, ungeduldig auf sein politisches Ende zu warten.

Konkret 08/82, S. 12

Nachrichten

Oppositions-Didi

FDP-Chef Genscher hofft, auch nach einem Debakel seiner Partei bei der Landtagswahl in Hessen als Parteivorsitzender zu überleben. Sollten die hessischen Liberalen trotz oder wegen der Koalitionsaussage für Dreggers CDU aus dem Landtag fliegen, will Genscher in Bonn die Koalition verlassen und bis zum Ende der Legislaturperiode in die Opposition gehen. Mit diesem Plan, so rechnet sich Genscher aus, könnte er Rücktrittsforderungen zuvorkommen, seine auseinanderdriftende Partei hinter sich scharen und davon ablenken, daß er die Schuld am Niedergang der FDP trägt. Die Zustimmung der FDP-Linken zu diesem Coup will sich Genscher mit der Zusicherung erkaufen, bis 1984 ein

PD-Minderheitskabinett zu tolerieren, um dann vielleicht in einem Kabinett Stoltenberg oder Albrecht Unterschlupf zu finden. Diese Schamfrist - so hat ihm sein Parteimanager Verheugen vorgerechnet - sei nötig, um die FDP-Wähler an den Wechsel zur CDU zu gewöhnen.

Beschützer

Willy Brandt hält nach wie vor seine schützende Hand über den saarländischen SPD-Chef-Oskar Lafontaine, dem er zutraut, mittelfristig eine führende Rolle in der SPD nach Helmut Schmidt zu übernehmen. Mit Lafontaine teilt Brandt die Überzeugung, daß die SPD die Öffnung zu den alternativen Listen über Themen und erst in zweiter Linie über Koalitionen - vor allem auf kommunaler Ebene - versuchen muß. »Die Erneuerung der Sozialdemokraten kommt von den Ländern und Gemeinden, oder sie kommt nicht«, sagt Willy Brandt. Ob er damit auch die Genossen Eppler, Klose und Mathiessen gemeint hat?

Moneten offenlegen

Jacob Moneta, langjähriger Chefredakteur der Gewerkschaftszeitung »metall«, hat BfG-Boß Walter Hesselbach noch einmal geantwortet (offene Briefe aus KONKRET 5 und 6/82). Moneta verweist darin auf einen Beschluß der SPD Baden-Württemberg von 1979, in dem sich alle Europa-, Bundestags- und Landtagsabgeordneten verpflichtet hatten, ihre Einkünfte offenzulegen. »Warum sollte das nicht auch im Bereich der Gewerkschaften und der Gemeinwirtschaft möglich sein?« fragt Jacob Moneta.

Besonders gelobt wird von ihm der Bundestagsabgeordnete Peter Conradi. Er legt die Kopien seiner »Einkommenssteuererklärung und des Einkommenssteuerbescheids 1981 zur Einsicht bei der Kreisgeschäftsstelle Stuttgart aus.« Ergebnis: Im vergangenen Jahr hatte der Abgeordnete ein Nettoeinkommen von 58.041,30 Mark.

Wohlinformierter Weinstein

Adelbert Weinstein, Brüsseler Korrespondent der »Frankfurter Allgemeinen« (FAZ), erlebte vor dem Oberlandesgericht Celle einen beruflichen Einbruch. Unter der Schlagzeile »Der 'Dauerbrenner' Bastian - ein deutscher General als Kronzeuge gegen die Nato« hatte der häufig zitierte Militärstratege am 5. Februar 1981 den inzwischen zwangspensionierten Zwei-Sterne-Mann Gert Bastian in die Nähe der Drahtzieher Moskaus gerückt. Der fand sechs Sätze des Artikels »wahrheitswidrig und persönlichkeitsverletzend«. Zum Beispiel das Krefelder Forum sei »von der DKP organisiert« worden, Bastian halte im »Auftrag der DKP Vorträge« und »Spesen rechnet die DKP außerdem ab«.

Das Büro des hannoverschen Rechtsanwalts und ehemaligen Juso-Chefs Gerhard Schröder erwirkte daraufhin eine einstweilige Verfügung des Landgerichts Hannover, bei der »FAZ« eine Gegendarstellung und - denkwürdig genug - bei dem Spesensatz auch einen freiwilligen Widerruf. Weil die inkriminierenden Thesen aber von anderen Blättern wie »Bild am Sonntag« abgeschrieben worden waren, klagte Bastian, auch Weinstein sollte widerrufen.

Das Landgericht Hannover urteilte im Hauptverfahren im Sinne Bastians und rügte den »wohlinformierten« Weinstein, der sich »bewußt der unwahren Behauptungen bedient« habe; dies dürfe der Leser »einer seriösen Zeitung wie der FAZ nicht

erwarten«. Weinstein zog vor das OLG. Die Celler Richter, oft ihres erstarrten Konservatismus geziehen, entschieden jetzt feinsinnig, daß lediglich zwei Sätze zulässige Meinungsäußerungen seien und nicht zu widerrufen wären. »Ehrverletzungen«, so der Vorsitzende, seien alle sechs Äußerungen.

Wenn Adelbert Weinstein nicht zum Bundesgerichtshof zieht, hat er die Wahl: Entweder er widerruft die vier Sätze auf der Politikseite, oder er inseriert im Anzeigenteil der FAZ.

Unterschriften

Weil sie die »existenzzerstörenden Urteile als beispiellosen Justizskandal« und darüber hinaus als einen »Angriff gegen unsere gesamten demokratischen Rechte« empfinden, wollen die Mitglieder der Hamburger Grün-Alternativen Liste (GAL) eine bundesweite Unterschriftenkampagne gegen die Urteile im »Brokdorf-Prozeß« (KONKRET 6/82) unterstützen.

Michael Duffke und Markus Mohr waren als Teilnehmer der verbotenen Großdemonstration vom 28. Februar 1981 am Baugelände des Atomkraftwerks Brokdorf zu 5 1/2 und drei Jahren Freiheitsstrafe ohne Bewährung verurteilt worden. GAL, BBU, Evangelische Studentengemeinde und der gewerkschaftliche Aktionskreis Leben fordern die Aufhebung der Urteile und die Einstellung der übrigen Brokdorf-Strafverfahren.

Ortsübliche Körperverletzung

Von der Staatsanwaltschaft Hamburg erfuhren die Anwohner des Chemiewerks C.H. Boehringer (»Lindan«) in Moorfleet jetzt, daß die Firma sie völlig legal vergiftet: Ein Ermittlungsverfahren wegen Körperverletzung und Verstoßes gegen das Bundesimmissionsschutzgesetz wurde nach zügiger zweieinhalbjähriger Bearbeitung eingestellt. Strafantrag hatte 1979 eine junge Mutter gestellt, die seit ihrer Kindheit in unmittelbarer Nähe der Fabrik lebt; eine Analyse hatte erschreckend hohe Werte an Chemiegiften in ihre Muttermilch ergeben. So überstieg die Konzentration von chlorierten Kohlenwasserstoffen in der Milch die höchstzulässigen Rückstandswerte für halidelsübliche Trinkmilch um das 8,7fache - just diese Chemiegifte fallen bei der Boehringer-Produktion seit den fünfziger Jahren an. Deshalb zahlt die Firma auch den Moorfleeter Bauern Entschädigungen für ihr ungenießbares, weil verseuchtes Gemüse. Den Straftatbestand der Körperverletzung nah Oberstaatsanwalt Witte nun jedoch nicht als erfüllt an. Begründung: Zum einen seien die behördlichen Auflagen, nach denen das Giftwerk seine Nachbarn weder belästigen noch gefährden darf, »inhaltlich nicht hinreichend bestimmt«. Und unbestimmte Angaben könnten nicht »Grundlage« einer Straftat sein. Zum zweiten sei die »toxikologische Bewertung« der chlorierten Kohlenwasserstoffe noch nicht endgültig abgeschlossen. Drittens und schönstens: »Selbst wenn man eine Gesundheitsschädigung bejahen und deren Ursächlichkeit in dem Betrieb von Boehringer sehen würde, wäre eine Körperverletzung nicht rechtswidrig, da der Rechtfertigungsgrund der So*zialadäquanz* eingreifen würde.« Sozialadäquat heiße zu deutsch, so Oberstaatsanwalt Witte zu KONKRET: »Daß es in bestimmten Gebieten ortsüblich ist, daß bestimmte Immissionen auftreten. Die Bewohner müssen solche Belastungen dann hinnehmen.«

Steuergelder für Langemann

Bayerns beurlaubter Staatsschutzchef Dr. Hans Langemann (CSU), war nicht nur ein weltweit operierender Geheim-Agent, sondern auch ein im Geheimen tätiger Finanz-Jongleur mit Steuergeldern. »Schwarze Kassen«, die schon in seiner BND-Zeit eine Rolle spielen (Geheim-Tagebuch vom 24. August 1968), führte er auch als Ministerialdirigent im Innenministerium unter den Regierungschefs Goppel und Strauß.

Unter dem Decknamen Dr. Johann Kinsky überwies sich Langemann selbst Geld, so 8.000 Mark für einen nicht auffindbaren Bericht über »konspirative Bandenbildung«. Ob Langemann das Geld in die eigene Tasche gesteckt hat, für Geheim-Operationen aus dem Münchner Innenministerium verwendete oder seiner Partei oder ihr nahestehenden Institutionen zukommen ließ, wird derzeit in München geprüft.

Dem beim BND mit 30.000 Mark Abfindung - erstritten vom Anwaltsbüro des Ex-CSU-Innenministers Alfred Seidl - ausgeschiedenen Agenten »Bruno«, EVA 901, alias Aristide Brunello zahlte Langemann über Jahre Zehntausende angeblich für »positiven Verfassungsschutz«, in Wahrheit, um für die Münchner CSU-Regierung beim Papst Spionage betreiben zu lassen. Zwischen 20.000 und 30.000 Mark pro Jahr zahlte Langemann aus Steuergeldern einem einem

»Arbeitskreis für das Studium internationaler Fragen« von dem es nach einem Bericht der »Süddeutschen Zeitung« enge Verbindungen zum Informationsdienst des Ex-BND-Mannes Hans Christoph von Stauffenberg gibt. Der geheime Info-Dienst geht bundesweit Unions-Politikern und Wirtschaftsbossen zu.

Doch Langemann gab nicht nur aus Steuergeldern, er nahm auch vom Stauffenberg-Dienst Geld. 350.000 Mark hat der Freiherr nach eigenen Angaben ohne Quittungen an Langemann bezahlt, womit der Ministerialdirigent seine Quellen finanzierte.

Nachdem der Langemann-Untersuchungsausschuß des Bayerischen Landtages an die finanzielle Seite der Affäre kam, hat die CSU die Arbeit des Gremiums gestoppt. Vielleicht prüfen jetzt Staatsanwaltschaft München und das zuständige Finanzamt, ob Langemanns Finanzgeschäfte lupenrein sind.

Zitate

»Noch vor wenigen Wochen, als die ganze Affäre infolge der Veröffentlichung in KONKRET begann, hat man zunächst einmal gegen die linken Schmierfinken, gewettert und sich schützend vor Langemann gestellt, auch nach der alsbald folgenden Suspendierung des Beamten noch... Entweder er (Tandler - d. Red.) hat die Brisanz der Langemannschen Aktivitäten nicht erkannt, oder er hat nichts gegen den falschen Zuträger unternehmen mögen.

Beide Erklärungen lassen es nicht zu, daß Tandler in dem heiklen Amt des Innenministers bleibt - oder gehalten wird (etwa bis zur Landtagswahl im Oktober). Ganz abgesehen vom Grundsätzlichen der Ministerverantwortung würde ein solches Durchhalten der CSU auch keine Wählerstimmen bringen, ganz im Gegenteil. Politische Skandale, die nicht auf- und ausgeräumt werden, fangen an zu stinken.«

Kommentar von Hans Heigert in der »Süddeutschen Zeitung« vom 20. Juli 1982

Konkret 08/82, S. 14

Sabine Rosenbladt

Nürnberg, Germany

Hetze gegen Ausländer, Haß auf Andersdenkende, Apartheid in Deutschland – der tägliche Rassismus bewegt die Bürger der Bundesrepublik nicht. Sabine Rosenbladt besuchte die Stadt, die schon öfter in der deutschen Geschichte eine Rolle spielte

Nürnberg, Germany. Wenn du als romantischer Tourist aus Milwaukee deinen Koffer durch die Unterführung Richtung City gezerrt hast, kannst du gleich deinen Fotoapparat rausholen und das erste Foto machen: Original medieval Stadtmauer (rebuilt after World War II), Tourist Information, Folterkeller und Haeberlein Metzger Lebkuchen. Germany, in living colour.

Als deutsche Zeitgenossin habe ich da noch einige andere Klischees im Kopf, als ich am frühen Montagmorgen über die Zugbrücke in die Innenstadt gehe. »Nürnberger Gesetze, Nürnberger Reichsparteitage, Nürnberger Prozesse, Nürnberger Massenverhaftung, rechtsradikaler Nürnberger Amokläufer - wenn Nürnberg in aller Welt Munde ist, dann hat dies meistens nichts Gutes zu bedeuten.« Die »Nürnberger Nachrichten«. Das trifft es präzise.

In Nürnberg war ich zuletzt vor einem Jahr, nach den Ereignissen ums Jugendzentrum »Komm«. Damals zeigte die bayerische CSU-Obrigkeit, bestehend aus Regierung, Polizei und Justiz, der Republik, wie der linken Krawalljugend »Flagge gezeigt« werden müsse. Wir kennen die Geschichte.

Gegenüber von »Komm« ist ein Hotel, da miete ich ein Zimmer, trinke einen Kaffee und lese die Morgenzeitungen. Ich fühle mich unbehaglich: Wenn jemand das Drehbuch zu schreiben hätte für einen Hollywood-Schinken über den zweiten Holocaust - würde er sich nicht automatisch die symbolgeschwängerte Kulisse einer Stadt wie Nürnberg aussuchen, die Figur eines verklemmten kleinen Neonazis erfinden, der - »ein Mann sieht rot« - die Parolen bigotter Politiker in eine tumbe Bluttat übersetzt und so den Punkt markiert, die Wende zum unaufhaltsamen Abstieg in eine neue Endzeit?

So platt, so banal, so kitschig kann Historie doch nicht sein. Nürnberg selbst tut an diesem Morgen gar nichts, um den Vorstellungen von einem neuen deutschen Rassismus gerecht zu werden: Nirgends eine ausländerfeindliche Parole. In der Fußgängerzone flanieren schwarze GIs in Zivil, lässig, den Walkman überm Ohr, im Straßencafé sitzen Türken.

»Wo ist die Königstraße?« Die Disko »Twenty Five«, wo der deutsche Dachdeckermeisterssohn Helmut Oxner vor zehn Tagen zum Ausländer-Erschießen auftauchte, liegt in der Königstraße. »Na, hier doch,« antwortet der Kellner, milde überrascht. Was hatte ich erwartet? Das »Twenty Five«, keine zwanzig Schritte weiter, macht den Eindruck äußerster Alltäglichkeit. Braune Metalltür, im Schaukasten daneben ein handgeschriebener Zettel » 1 US $ = DM 2,30«. Sonst nichts.

Helmut Oxner hatte zwei Wochen zuvor, am Freitag, dem 24. Juni, gegen 21.45 Uhr sein Elternhaus in Nümberg-Röthenbach verlassen. Er parkte seinen Audi 80 in der Kartäusergasse und begab sich ins »Twenty Five«. Bei sich trug er in einer Umhängetasche einen großkalibrigen Smith & Wesson-Revolver Magnum 357, eine 08-Wehrmachtspistole, eine Walther PPK sowie 463 Patronen und 64 Aufkleber der von dem Neonazi Gary Rex Lauck aus Lincoln/Nebraska geführten »NSDAP-AO«. Für die Smith & Wesson hatte der 26jahrige einen Waffenbesitzschein (»Sportschütze«), obwohl seit 1980 als Rechtsextremist polizeibekannt und wegen Telefonterrors gegen Juden und Türken in Nürnberg unter Anklage stehend.

An einer Imbißbude Ecke König-Luitpoldstraße fragte Oxner drei Würstchenesser, ob sie Deutsche seien. Zu ihrem Glück konnten sie bejahen. Gegen 23.30 Uhr betrat er das »Twenty Five«, eröffnete kurz darauf das Feuer, erschoß den farbigen Amerikaner William Schenck (23) und den farbigen US-Soldaten Rufus Surles (27), verletzte eine 28jährige Koreanerin und den türkischen Kellner Alireza Kaygusuz, stürzte wieder auf die Straße, rief erschrockenen Passanten beruhigend zu: »Ich schieße nur auf Türken!«, feuerte dann wahllos in eine Gruppe von Ägyptern und Libyern (tot: Mohamed Ehap, 21) und setzte sich, von einer Streife gestellt, die Pistole selbst auf die Brust. Zwei Schüsse zerfetzten Herz und Lunge.

Aus der Presse haben wir hinterher erfahren, daß dieser Neonazi Oxner ein Einzeltäter war. Was auch sonst? Nürnbergs Polizeipräsident Kraus, dieser Bilderbuch-Polizist - unter seinem Einsatzbefehl wird am 4. Mai 1979 in Nürnberg die Terroristin Elisabeth von Dyck erschossen, wird am 20. September 1980 von der Polizei bei einer NPD-Kundgebung »mitunter brutal« (so die »Nürnberger Nachrichten«) gegen demonstrierende Antifaschisten vorgegangen, werden am 5. März 1981 aus dein abgeriegelten »Komm« 161 Nürnberger Jugendliche verhaftet - dieser Polizeipräsident Kraus also nennt den Amokläufer Helmut Oxner einen jungen »Mann, bei dem keine Bereitschaft zur Gewalt erkennbar war.«

Feinfühlig versucht auch die Nürnberger Staatsanwaltschaft, die Motive des gerade noch wegen Volksverhetzung angeklagten Rechtsextremisten zu interpretieren: Oxners Schilddrüsenkrankheit, so Oberstaatsanwalt Brunner, sei »möglicherweise nicht ohne Einfluß auf die Tat« gewesen, denn »solche Menschen werden leicht nervös und können unter Bluthochdruck leiden.«

Rassenhaß: Ein Phänomen der nervösen Disposition des Menschen unserer Tage?

Auch Gundolf Köhler, der am 26. September 1980 auf dem Münchner Oktoberfest 13 Leute in die Luft jagt und aus dem Umkreis der rechtsterroristischen Nürnberger Wehrsportgruppe Hoffmann kommt, ist ja typischerweise als Einzeltäter, als Verrückter abgetan worden. Folgerichtig schreibt die an fast jedem Nürnberger Kiosk auffindbare rechtsradikale »National-Zeitung« über Oxner: »Keine politische Richtung kann etwas dafür, wenn offenbar mehr oder weniger zurechnungsfähige Elemente unter pseudopolitischen Vorwänden Taten begehen, die ebenso verbrecherisch wie sinnlos sind. Das trifft auch auf das jüngste Blutbad in Nürnberg zu. Allein die Auswahl der Opfer - verbündete US-Soldaten - beweist zur Genüge, daß der im Selbstmord geendete Amokläufer ein Verrückter war - hochgefährlich, aber im Grund unpolitisch, jedenfalls alles andere als ein 'Rechter'.«

Nach vierzehn Tagen Ermittlung hat die Sonderkommission des bayerischen Landeskriminalamtes den Fall Oxner abgeschlossen. Ergebnis: Der Täter sei zwar Rechtsextremist und Rassist gewesen, habe mit der NPD und ihrer Jugendorganisation »Junge Nationaldemokraten« sympathisiert, gehöre jedoch der Partei nicht an. Eine »klare Aussage zum Tatmotiv« könne nicht getroffen werden. Auch zwei Gesinnungsgenossen Oxners, auf die man im Laufe der Ermittlungen »gestoßen« sei, hatten wieder auf freien Fuß gesetzt werden müssen, weil sie Alibis zur Tatzeit hatten.

Wie rechtsstaatlich-sympathisch! Als ob es nie einen Paragraphen 129 A StGB (»Bildung einer kriminellen Vereinigung«) gegeben hätte, verliert sich so die Tat im Nebel eines ganz privaten, womöglich auch noch durch Bluthochdruck gesteuerten Rassenwahns.

Genau vor einem Jahr hat es in Nürnberg eine Hausbesetzung gegeben. Das Haus Roritzerstraße 5 wird geräumt, acht Besetzer wegen Hausfriedensbruch, Gründung einer kriminellen Vereinigung und Widerstand angeklagt. Der Angeklagte Rudi L. sitzt 13 Monate in U-Haft, bekommt für die ihm zur Last gelegten Delikte 21 Monate Freiheitsstrafe.

Am 5. März 1981, in der Nacht der »Komm«-Massenverhaftung, werden im Nürnberger U-Bahnhof Lorenzkirche drei junge Leute beim Parolensprühen gefaßt. Sie haben Flugblätter zum Hungerstreik von RAF-Häftlingen bei sich. Anklage: Gründung einer terroristischen Vereinigung, § 129 A. CSU-Chef und Hobby-Kriminalist Strauß damals zur »'Bild am Sonntag«: »Nach unseren Erkenntnissen bin ich sicher: Die gewalttätigen Hausbesetzer sind der Kein einer neuen terroristischen Bewegung.«

Später muß Polizeipräsident Kraus allerdings einräumen, daß die drei überhaupt nicht im »Komm«« sondern ganz woanders verhaftet wurden.

Die Bekundung öffentlichen Abscheus beschränkt sich im Fall Oxner auf eine Resolution des Nürnberger Stadtrates. Darin wird die Bluttat verurteilt und die Sicherheitsorgane werden aufgefordert, »gegen Extremisten von LINKS und von rechts« mit allen gesetzlichen Mitteln vorzugehen.

Kennst Du den Witz: Was ist der Unterschied zwischen Juden und Türken?« fragt der Türke Adnan, 20. »Die richtige Antwort lautet: Die Juden haben es schon hinter sich. Aber ich kann dir jetzt schon sagen,« fährt er heftig fort, »die Leute, die diesen Witz erzählen, irren sich. Wir werden uns nämlich wehren, wir haben in den vergangenen Jahren in der Türkei den Umgang mit der Waffe gut gelernt.«

Adnan, der seit zweieinhalb Jahren in Nürnberg ist, spricht sehr gut deutsch. Er ist arbeitslos und beschreibt nur, wie er sich gestern bei einer großen metallverarbeitenden Firma beworben hat: Zwei Stunden warten. Die Stellenvermittlerin sagt, es sei vermutlich etwas frei. Nochmal eine Stunde warten. Ein Deutscher kommt. Er ist in fünf Minuten abgefertigt. Die Frau im Sekretariat teilt Adnan mit, alle Stellen seien besetzt.

Der »Kulturladen Nord« - KuNo -, wo ich Adnan treffe, hat zusammen mit Nürnbergs Ausländerbeirat eine Kundgebung zum Fall Oxner organisiert: Es kommen nur 600 Leute. Ein paar Tage vorher waren zur Demonstration gegen die »Sinnlose Erschießung eines fünf Monate alten Dobermanns« 80 Nürnberger spontan auf die Straße gegangen...

Der DGB hat seine Teilnahme an der Ausländerdemo abgesagt. Als Grund wird zu knappe Vorbereitungszeit angegeben; wahrscheinlicher ist, daß das WM-Spiel Deutschland-Spanien, das zur selben Zeit läuft, etwas mit der Absage zu tun hat.

Auch die Rathausparteien sehen sich außerstande, einen Redner zu entsenden. Ihre Begründung, so Costa Charissis, stellvertretender Vorsitzender des Ausländerbeirates, ironisch, sei sehr einleuchtend gewesen: Man habe sich, da ja gerade Wahlkampf herrsche, nicht dem Verdacht aussetzen wollen, die schreckliche Bluttat zu Wahlkampfzwecken ausnutzen zu wollen. Ausländer dürfen bei uns ja nicht wählen...

Nürnberg hat eine knappe halbe Million Einwohner. Von den 60.000 Ausländern, die hier leben, sind 20.000 Türken. Warum sind sie, die am schlimmsten dran sind, nicht auf die Straße gegangen? Fatma, türkische Sozialarbeiterin: »Sie haben ganz einfach Angst.« - »Es ist für Türken ja auch gefährlich, öffentlich aktiv zu werden: Sie werden ganz schnell verdächtigt, etwas verbrochen zu haben,« sagt Ulrike, die mit einem Ausländer verheiratet ist. »Neulich habe ich einem

türkischen Kind ein Fahrrad geschenkt; daraufhin wurde der Vater verhaftet, weil die Hauseigentümerin ihn wegen Fahrraddiebstahls angezeigt hatte.«

»Aber es gibt auch ein anderes Problem«, meint der 20jährige Adnan, »viele politisch aktive Türken sind nur mit den Füßen hier; ihr Kopf ist in der Türkei'.« Bei der Vorbereitung zur Kundgebung hatte eine linke türkische Gruppe dafür plädiert, lieber eine Demonstration gegen Israels Einmarsch im Libanon zu machen; dort seien mehr Menschen gestorben als in Nürnberg.

Am nächsten Tag: Todesanzeige in den »Nürnberger Nachrichten«: »Eine Deutsche meldet sich ab - Frieda Huscher.« Friedas Sohn Klaus Huscher ist ein bekannter Nürnberger Neonazi, Herausgeber des rechtsradikalen Blättchens »Denk mit«.

Eine deutsche Beerdigung also. Vor dem Krematorium auf dem Westfriedhof patroulliert auffällig-unauffällig eine zweiköpfige Polizeistreife. Mich überrascht das nicht: Die Nürnberger Obrigkeit ist traditionsgemäß sorgfältig darauf bedacht, die Rechte der Rechten vor aufgebrachten Antifaschisten zu schützen. Schließlich haben wir Meinungsfreiheit, oder?

Ein Pastor rekapituliert Friedas Leben. Dann geht ein alter Mann mit harten Gesichtszügen zum Rednerpult. »Ich bin Mitteldeutscher wie Frieda Huscher,« stellt er sich vor. Und wir erfahren, daß die Dahingegangene vor allem eine Mutter war, eine gesamtdeutsch denkende Mutter, mit allen Tugenden einer wahren deutschen Frau: Opferbereit, wie es der Natur der Frau entspricht. Politisch hat sie immer hinter ihrem Sohn gestanden, natürlich im Hintergrund, wie es sich geziemt. »Aber,« so der Redner, »sie hat uns immer sehr geholfen. Wenn wir diskutiert haben, wie wir denken müssen, hat sie immer nur gesagt: Denkt einfach deutsch.«

Zu den Klängen von »Ich hatt' einen Kameraden« legt der Redner einen Kranz mit den Initialen »GAD« neben Friedas sterbliche Hülle. GAD, »Grüne Aktion Deutschland«, ist eine von dem rechtsradikalen Nürnberger Anwalt Eberhard Engelhardt gegründete Vereinigung, zu deren Veranstaltungen gern der »überzeugte Nationalsozialist« (Eigencharakterisierung) Erwin Schönborn (»Kampfbund deutscher Soldaten«) als Referent geladen wird.

Draußen wird die Trauergemeinde von Vertretern der Nürnberger Linken erwartet, die sich auf ihre Art mit dem Problem der Neonazis auseinandersetzen: Sie fotografieren heftig und höchst konspirativ. Die Konterfeis der »Nazis« sollen für ein Flugblatt gegen den NPD-Infostand morgen in der Fußgängerzone verwendet werden. Besonders verdächtig wirkt ein junger Mann mit schwarzer Wildlederjacke, den niemand kennt. Statt ihn anzusprechen, wird er als vermutlicher Jungfaschist aus allen Perspektiven »abgeschossen« - bis sich herausstellt, daß der angebliche Neonazi aus ähnlichen Motiven wie wir dieser Trauerfeier beigewohnt hat: Der junge Mann ist Volontär der »Nürnberger Nachrichten«.

Eine deutsche Beerdigung.

Vor der Tür der »Israelitischen Kultusgemeinde« in der Wielandstraße parkt ein Streifenwagen. Arno Hamburger, der Vorsitzende der Gemeinde, ist von Attentäter Helmut Oxner im letzten Jahr telefonisch des öfteren wüst bedroht worden.

Polizeischutz vor rechtsradikalen Terroristen? »Oh nein,« sagt Arno Hamburger, »vor denen schütze ich mich selbst, ich trage meine Sicherheit stets in der Hosentasche bei mir.« Arno Hamburger ist bewaffnet, seit vor zwei Jahren der Erlanger Verleger Shlomo Levin ermordet wurde. Die Kultusgemeinde hat um Bewachung gebeten, nachdem vor einer Woche Demonstranten aus Protest gegen die israelische Libanon-Politik das Haus vorübergehend besetzt hatten. Weil dort auch ein jüdisches Altersheim untergebracht ist, wurden die alten Leute durch diese hirnrissige Aktion zu Tode erschreckt.

Aliriza Kaygusuz, der türkische Kellner aus dem »Twenty Five«, ist seit zwei Tagen aus dem Krankenhaus entlassen. Eine Kugel aus Oxners Smith & Wesson hatte ihn am Hals getroffen, eine weitere das Ohr gestreift. Ich besuche ihn bei seinen Eltern, um ihn zu befragen. Nicht, um ihm zu sagen, daß es mir leid tut, was ihm passiert ist. Das tue ich natürlich auch, aber es ist es ist mir verflucht elend dabei zumute. Da sitzt so einer, ist knapp mit dem Leben davongekommen, weil ein Deutscher die Haßparolen gegen Ausländer wörtlich genommen hat, und ist nun kurzfristig Gegenstand öffentlichen Interesses. Wer kümmert sich um Aliriza, wenn er vielleicht seinen Arbeitsplatz verliert, weil er jetzt ein kranker Mann ist, nicht mehr so gut einsetzbar wie vorher?

Keiner, keiner hat es für nötig gehalten, ihn im Krankenhaus zu besuchen, außer seinen türkischen Freunden und ein paar schwarzen GIs, Stammgästen im »Twenty Five«: Kein Stadtrat, kein Bürger, kein Linker.

Ein Rechtsradikaler läuft Amok; wir gehen zur Tagesordnung über. Was ist dies für ein Land?

Alirizas Vater ist magenkrank, seit er in der Bundesrepublik ist; ein trauriger, stiller, wortkarger Mann. Die Wunde von der letzten, Operation ist wieder aufgebrochen nach dem Attentat auf seinen Sohn. In seiner Firma, einer Eiskreme-Fabrik, hat

ein Kollege zu ihm gesagt: »Dein Sohn soll ja nicht die Klappe aufreißen, sonst kriegt er den Kopf abgeschnitten! « Ein Spinner, bestimmt. Es ist jedenfalls der einzige Kommentar zu dem Vorfall in dieser Fabrik gewesen.

Seit einer Woche, sagt Alirizas Mutter, lassen die türkischen Familien ihre Kinder nicht mehr allein auf Spielplätze gehen: Einem Kind sei von Deutschen erst Zucker gegeben und ihm dann die Zunge abgeschnitten worden. Ich versuche, diese Geschichte nachzurecherchieren, kann nichts herausbekommen, es scheint ein Greuelmärchen zu sein. Für unmöglich halte ich nichts mehr, seit neulich aus einem Frankfurter Hochhaus ein Deutscher auf spielende Türkenkinder geschossen, ein anderer einen dreijährigen Türken in einen Müllcontainer eingesperrt hat.

»Ihr Scheiß-Türken, haut doch ab !« hat eine Mitschülerin auf der Schultoilette zu Alirizas Schwester Aynur, 10, gesagt. Aynur hat sich beim Lehrer beschwert; der hat ihr geraten, künftig auf eine andere Toilette zu gehen.

Bayerische Schüler bekommen ihre ausländischen Altersgenossen seltener zu Gesicht als Kinder in anderen Bundesländern. In sogenannten »muttersprachlichen« Klassen sollen junge Türken, Italiener, Griechen und Spanier zwar spezifisch gefördert werden, in der Praxis heißt das aber, so Lehrer Hannes Ströhlein von der GEW, »neue Ghettoisierung: Wenn die Ausländer dann für den Schulabschluß wieder ins deutsche Schulsystem zurückkommen, sind sie noch benachteiligter als vorher. Dann schaffen sie häufig noch nicht mal den Hauptschulabschluß.«

Die Feindseligkeit nimmt zu. Kein Wunder bei einem Schulklima, in dem »Anti-Strauß«Plaketten-tragende Lehrer geschaßt, anerkanntermaßen rechtsradikale Pädagogen jedoch jahrelang als Geschichtslehrer geduldet werden - wie im Fall der Nürnberger städtischen Wirtschaftsschule.

Dort wurde die Lehrerin Britta Wandt 1980 für einige Monate vom Dienst suspendiert, weil sie im Unterricht einen »Stoppt-Strauß«-Anstecker getragen hatte. Ihr Kollege Hans Jürgen Witzsch blieb jedoch Fachleiter für die Fächer Deutsch, Geschichte und Sozialkunde, obwohl er im Unterricht ein auf »neuere Forschungen« gestütztes freundliches Bild des III. Reichs zu vermitteln suchte. Vor der Schule wurden zu dieser Zeit Flugblätter der »Aktion Nationales Europa« verteilt, auf denen die »Auschwitz-Lüge« als absurde Donald-Duck-Idee Jugendlichen nahegebracht werden sollte, und das unter Hinweis auf Studiendirektor Witzsch.

Ein Disziplinarverfahren und die Suspendierung kamen erst zwei Jahre später in Gang: Bis vor kurzem war Witzsch sogar noch CSU-Stadtrat in der Nachbarstadt Fürth.

Da paßt ins Bild, daß die Schulbehörde in Mittelfranken verlangt, »Friedensaktivitäten« von Lehrern seien zu melden, daß die »Schülerunion« in Nürnberg zur Bespitzelung linker Lehrer aufruft und zu diesem Zweck eine Liste von CSU-Lehrern als Meldeadresse zusammenstellt. Daß eine Handvoll Club-Fans des FC-Nürnberg die 1. Mai-Kundgebung des DGB in Frankfurt zu sprengen versuchen, weil sie Ausländer verprügeln wollen. Und daß das »Komm«, Nürnbergs Jugendzentrum, zwischen Ostern und Pfingsten den »offenen« Betrieb teilweise einstellen mußte. Rechte Jungnazis und Punks drohten, das Selbstverwaltungsmodell des »Komm« lahmzulegen, in den Fluren machten »Skinheads« Jagd auf Türken. In einem per Video aufgezeichneten Interview (Auszüge siehe Seite 21) offenbart ein selbstbewußt auftretender junger Rechter den »Komm«-Mitarbeitern seine Zukunftsperspektive: »Ich weiß, daß von der rechten Seite etwas auf euch zukommt. Ich kenne Leute, die sind entschlossen. Sie sind vorbereitet und bereiten sich weiter vor. Wann es sein wird, weiß ich nicht, vielleicht zwei oder sechs Jahre. Es wird vielleicht schlimmer als damals, weil die Jugend heute noch kaputter ist und noch aggressiver als damals.«

Ach du Schreck !« Ein Stoßseufzer entfährt dem »Komm«-Leiter Michael Popp: Gerade wird in den Nachrichten durchgesagt, daß Andreas Urschlechter, Oberbürgermeister der Stadt Nürnberg, aus der SPD ausgetreten ist.

»Klassenkämpferische Tendenzen«, so die Pressemeldungen, haben den OB an seiner eigenen Partei so geärgert, daß er ihr nach 30jähriger Mitgliedschaft das Parteibuch vor die Füße schmeißt. Ein konsequenter Schritt: Dieser SPD-Dinosaurier in der bayerischen CSU-Landschaft - seit 1957 regiert Urschlechter ununterbrochen mit absoluter Mehrheit in Nürnberg - hatte mit seiner Basis schon lange überhaupt nichts mehr am Hut, die eigentlich auch nicht mit ihm, aber der sozialdemokratische Sachzwang in Form der letzten OB-Wahlen im Oktober hatte sie wieder alle, alle an seine Seite getrieben. Hauptsache gewinnen, egal mit wem.

»In dieser Situation wendet sich der Oberbürgermeister von der Partei ab, der er und die ihm viel verdankt, um sich mit sicherem Gespür für politische Entwicklungen neu zu orientieren,« kommentieren am nächsten Tag die »Nürnberger Nachrichten«. Der Zeitgeist trägt schwarz...

Joe, 23, war drei Jahre lang Soldat bei der US-Army in 41 Nürnberg-Fürth. Er ist schwarz, kommt aus New York. Aliriza stellt ihn mir am Abend in einem Straßencafé am »Twenty Five« vor: »Das ist mein Freund. Er hat mich im Krankenhaus besucht.«

»Kennst du »Off-Limits«Kneipen in Nürnberg?« Joe lächelt. »Du solltest vielleicht andersrum fragen: Kennst du Kneipen in Nürnberg, die nicht `off limits' sind für schwarze GI's,« meint er gelassen. »Also es gibt hier vier Lokale, in denen Schwarze Zutritt haben.« - »Mein Chef hat auch drei Kneipen, eine für Ausländer, das ist das »Twenty Five«, eine für Deutsche, das »Flamingo« hier um die Ecke, und eine für Schwule,« sagt Aliriza. Er scheint Apartheid für normal zu halten.

Ich möchte ein Foto von dem »Off-Limits«-Schild an der Tür des »Flamingo,« haben. Joe stellt sich davor. Kaum hat der Fotograf einmal geblitzt, fliegt die Tür auf, Joe wird brutal an die Wand gequetscht, ein blonder Schrank fegt auf uns zu, die Fäuste geballt: Wir sollen sofort verschwinden, sonst poliert er uns die Fresse, das sollen wir ja nicht nochmal versuchen, hier zu fotografieren! Auf seinem T-Shirt steht: Nürnberg, Germany.

Joe bleibt völlig ruhig, schüttelt sogar ein bißchen den Kopf Ober unsere Aufregung: »Ihr seid Weiße, Mann. Wenn der schon so mit euch redet, dann könnt ihr euch ja in etwa vorstellen, wie so einer mit uns umspringt.« Nie im Leben würde er auf die Idee kommen, freiwillig in eine solche Kneipe zu gehen. Aliriza: »Ich war neulich in einem Lokal für Deutsche, weil ich den Besitzer kannte. Ich sitze da und trinke ein Bier. Als ich von der Toilette zurückkomme, ist meine Jacke von oben bis unten aufgeschlitzt. Ich hab sie genommen, hab mein Bier bezahlt und bin gegangen. »Hey, Ali, warum gehst du denn schon?« hat der Barmann gefragt. Ich hab nur gesagt, ich bin müde und will nach Hause.«

Wir trinken noch einen Kaffee. Ich schaue die Fußgängerzone herunter, mit anderen Augen als vor einer Woche. Wie ist das, wenn du so lebst wie die hier? Gefühl: Keine falsche Bewegung...

»Joe, bist du lieber in New York oder hier?« Joe überlegt, wägt ab. »In New York sagt wenigstens ab und zu nochmal einer 'have nice day'...«

Am nächsten Tag kommt es zu einem Zwischenfall am Nürnberger Aufseßplatz. Nachdem ein für dieses Wochenende beantragter Infostand der NPD verboten worden ist (zum erstenmal seit Jahren in Nürnberg), verteilen Junge Nationaldemokraten Flugblätter. Passanten rufen die Polizei, es gibt einen Tumult vor dem Kaufhaus Horten, in dessen Verlauf ein Zeitungsverkäufer einen Türken packt, schüttelt und schreit: »Euch sollte man alle vergasen.« Eine Obstverkäuferin nimmt plötzlich eine Handvoll Kartoffeln und wirft sie in die erregt diskutierende Menge. Eine alte Frau wird an der Schläfe getroffen und blutet heftig. Die Polizei ist zu diesem Zeitpunkt nicht mehr da. Aus dem Kaufhaus erscheint ein Geschäftsführer, läßt die Verletzte hineinbringen und sagt zu den Menschen, die vorn am Eingang der Ladenpassage stehen: »Bitte gehen Sie doch! Bitte, der Vorfall ist uns schon peinlich genug...«

Kasten Seite 21

»Die haben drei Tage Zeit, das Land zu verlassen, und dann...«

Katja, Rudi und Enrico vom Kommunikationszentrum »Komm« in Nürnberg unter. hielten sich mit einem neonazistischen Jugendlichen über Judenverfolgung und Ausländer. KONKRET zitiert auszugsweise das Interview, das In voller Länge In der »Komm«-Zeitung Nr. 28 abgedruckt worden ist

Was hast du für ein Verhältnis zum Nationalsozialismus?

Also, ich glaube an den Nationalsozialismus,- er ist damals nur falsch verwirklicht worden, von der falschen Person. Ich bin eigentlich gegen Hitler, gegen die

Nazizeit von damals. Wir stellen uns einen ganz anderen Nationalsozialismus vor.

Warum trägst du dann diese Hitlerplakette am Aufschlag?

Er war ein Vorkämpfer.

Kannst du vielleicht sagen, was falsch war an dem alten Nationalsozialismus?

Einiges, z.B. die Judenverfolgung. In welchem Grad das der Wirklichkeit entspricht (Judenverfolgung) was da in den Büchern steht und was man in der Schule lernt, möchte ich bezweifeln. Es sind Juden umgebracht worden, aber nicht in dem Maße, wie angegeben wird und es gab Krieg. Wir sind gegen Gewalt.

Was bleibt von der Idee übrig?

Eine ganze Menge.

Was sind für dich die dringendsten Fragen der Zukunft?

Wie die Kinder in die Gesellschaft reingedrückt werden, ist total brutal. Die ganze Gesellschaft müßte umgemodelt werden, das geht nur von einer starken Führungsspitze her. So kann man die Leute zu etwas zwingen, z.B. weniger Auto zu fahren

oder daß aus den Fabrikschloten nicht mehr soviel Dreck rauskommt oder daß die Bäume nicht mehr abgeschlagen werden, oder daß die Kinder nicht mehr auf der Straße spielen müßten, mehr im Hinterhof, der Rasen nicht betreten werden darf. Es geht um eine Überlebenschance für die Tierwelt, Liebe unter den Menschen, Zärtlichkeit zu den Frauen, Geborgenheit unserer Kinder, ja so ungefähr, es ist halt alles mehr ein Traum.

Wer ist deiner Meinung nach Schuld an dem wie es jetzt läuft?

Die Obrigkeit, die Wirtschaftsmacht Amerika, Großkonzerne; die zwingen die Leute vom 6. Lebensjahr schon in den Streß.

Wie soll das aussehen, wie sollen diese existenziellen Fragen angegangen werden?

Also wir sind der Meinung, daß es so nicht weitergehen kann, das wissen wir alle. Kommunisten und Nazis wollen doch eigentlich dasselbe, nur wollen wir's auf einem anderen Weg verwirklicht haben.

Nur durch den Nationalsozialismus ist was zu erreichen. Durch einen starken Mann an der Spitze, der es aber echt ehrlich meint und was im Kopf hat.

An der Spitze einer starken Organisation, einer Partei?

Naja, einen ganz richtigen Nationalsozialismus, so wie er früher war. Auf manchen Gebieten kann ruhig ein bißchen härter durchgegriffen werden.

Im »Komm« bzw. in der Gesellschaft allgemein, macht sich verstärkt eine Ausländerfeindlichkeit bemerkbar. Spielen die Ausländer auch für dich in deiner politischen Zielsetzung eine zentrale Rolle?

Ja das ist klar. Für die Schulabgänger sind ziemlich wenig Lehrstellen da und der Arbeitsmarkt und die Wirtschaftliche Lage sind ziemlich belastet, da ist es ja klar, daß sich ein gewisser Haß der Bevölkerung gegen die Ausländer richtet.

Ich bin Patriot und ich will sowieso keine Ausländer hier.

Und wie soll man mit den Ausländern verfahren?

Meine Kameraden von mir sagen, die haben drei Tage Zeit das Land zu verlassen und danach. . - wer dann noch erwischt wird, der wird... naja du weißt schon...

So denken meine Kameraden und ich denke eben, daß man sie ausweisen sollte.

Glaubst du, daß Ausländer Schuld dran sind an der gegenwärtigen Wirtschaftsmisere,

oder sind sie selbst Opfer?

Ich meine da können die Ausländer natürlich nichts dafür. Die Großkonzerne und der Arbeitgeberverband hat die Leute geholt, damals, aber jetzt brauchen wir sie nicht mehr und sie sollen wieder nach Hause gehen und ihr Geld haben sie verdient. Wenn du mitkriegst, wie die Ausländerfeindlichkeit wächst, versuchst du das nicht auszunutzen, für deine Ziele?

Ja natürlich. Wie schon gesagt, die Spießbürger werden sich nicht ändern und dadurch, daß wir was dagegen machen, wächst die Sympathie für uns, wir gewinnen an Boden. Das ganze wird noch gut ablaufen, es fängt ja erst an.

Ist das nationale Denken von dir auch gleichzeitig ein Elitedenken so wie es im Nationalsozialismus war, wo man sagte die germanische Rasse ist höherstehend?

Ich kann nichts dafür, daß ich ein Arier bin.

Manche Ausländer leben schon 5 bis 20 Jahre in der BRD, die Kinder können zum Teil nur deutsch, meinst du, daß die vier oder fünf Millionen Ausländer in der BRD sich so einfach ausweisen lassen?

Natürlich werden sich die Türken weigern, es wird auch zu Kämpfen kommen, oder zu Erschießungen oder Vergasungen, das ist doch klar. Am allerliebsten würde ich von 4 1/2 Milliarden Menschen 3 1/2 Milliarden tot wissen, dann würde die Natur wieder besser rauskommen, aber das ist natürlich ein Traum. Mir macht das echt nichts aus, Menschen zu erschießen, also ich meine Tiere, mir würde es etwas ausmachen, Bären oder Löwen zu erschießen, weil die selten sind und unschuldig, aber Menschen gibts genug. Die wachsen wieder nach. Die paar Türken da.

Das glaub ich dir nicht, das sind jetzt nur Sprüche.

Das ist nur ein Spruch? Na, du wirst dich umschauen, Freund. Man hat ja schon was gedreht in der Art mit Juden, ja...

Konkret 08/82, S. 24

Ulf Engberg

Tod per Telespiel

Das »Elektronische Schlachtfeld« des amerikanischen Vietnamkriegs-Strategen General Westmoreland ist keine Utopie mehr. Im Libanon haben die Israelis mit Hilfe modernster US-Elektronik aus dem Krieg ein tödliches Rechenexempel gemacht.

Geheime, bisher im Westen völlig unbekannte sowjetische »Superwaffen« bedrohen die Bürger des »Freien Westens«. Damit sie sich endlich ein Bild davon machen und aus ihrer passiven Konsumenten-Haltung erwachen, hat das amerikanische Verteidigungsministerium sich dazu durchgerungen, sein »Geheimarchiv« zu öffnen. In seinem Vorwort zum »Pentagon-Papier zur sowjetischen Rüstung« unterstreicht Caspar Weinberger den Nutzen solcher trockenen Abhandlungen:

Um die Bedrohung der strategischen Interessen des Westens durch das Anwachsen und die Machtentfaltung der sowjetischen Streitkräfte ermessen zu können, ist es nützlich, ... die ständige Beschaffung neuer, zunehmend leistungsfähigerer ... Waffensysteme zu betrachten. Es ist gleichermaßen wichtig, ... das anhaltende Streben der UdSSR nach militärisch-technologischer Überlegenheit zu untersuchen, die zu der Wirksamkeit ihrer Streitkräfte und Stellvertreterstreitkräfte beitragen und die Position der Sowjets als führender Waffenexporteur der Weit ermöglichen.

Die von Weinberger empfohlene Untersuchung hat jetzt im Libanon *praktisch* stattgefunden. Angegriffen von US-Stellvertreter Israel war die Stellvertreterstreitmacht« (Weinberger) Syrien gezwungen, die modernere sowjetische Militär-Technologie wirksam zu demonstrieren. Nach drei Tagen konnte der in seinen strategischen Interessen bedrohte Bundesbürger das Resultat sowjetischen Überlegenheitsstrebens im Fernsehen betrachten. Originalton »Tagesthemen« (ARD): *Es war eine Schlacht, in der manches zum allerersten Mal zum Einsatz kam, und am Ende war der Nimbus der russischen Rüstung so verheerend lädiert, daß dies Schockwellen im Warschauer Pakt und bei seinen Klienten verursacht haben muß.*

Die »Klienten« im Nahen Osten werden sich wohl der Einsicht des verstorbenen Sadat anschließen und den Lieferanten wechseln müssen. Dazu »Tagesthemen«-Kommentator Gerhard Konzelmann vom Süddeutschen Rundfunk:

So absurd das klingt: Verlierer dieses Krieges ist die Sowjetuninion. Ihr Ansehen in der arabischen Weit ist geschwunden. Die syrische Armee kann die Schuld an der militärischen Niederlage den Sowjets geben. Schließlich sind die syrischen Soldaten mit unzureichenden Waffen von Moskau ausgerüstet worden. Zu warnen ist allerdings davor, aus dem geringen Wert sowjetischer Flugzeuge und Raketen im Nahen Osten auf eine Unterlegenheit der Sowjetunion insgesamt zu schließen. Die Kampfmittel, die Syrien aus Moskaus Waffenlagern erhalten hat, entsprechen dem sowjetischen Waffenstandard von 1973.

Zu warnen ist vor den Kommentaren Gerhard Konzelmanns. Alle im »Pentagon-Papier zur sowjetischen Rüstung« aufgeführten Flugzeuge und Flugabwehr-Raketen stammen aus eben jener Zeit. Nur der Jagdbomber MiG-27 und der Mittelstreckenbomber Tu-26 (NATO-Code: »Backfire«) sind ein beziehungsweise zwei Jahre später bei der sowjetischen Luftwaffe in Dienst gestellt worden. Der von den Syrern geflogene Jagdbomber MiG-23 wurde bis zum Jahre 1978 ausschließlich von den Sowjets verwendet; erst danach wurden die übrigen Warschauer-Pakt-Staaten damit ausgerüstet. Die SAM-6-Flugabwehr-Raketen, auf die die Syrer so viel Vertrauen setzten und die von der israelischen Luftwaffe ohne den Verlust auch nur einer einzigen Maschine vernichtet werden konnten, stammen aus dem Jahre 1967 und repräsentieren den aktuellen Stand sowjetischer Flugabwehr-Raketentechnik für mittlere Distanzen. Die Sowjetunion selbst schützt ihr Territorium überwiegend mit der Flugabwehr-Rakete SAM-2 aus dem Jahre 1957.

Bleibt noch der von den Syrern verwendete und von Gerhard Konzelmann unterschlagene Sowjet-Panzer T-72 aus dem Jahre 1976. Von ihm hatten Syrien und der Libanon 1978 einige Exemplare zur Erprobung erhalten. Das Modell schien bei den Syrern gut anzukommen. Im Juli 1979 wurden weitere sechzig T-72 im syrischen Hafen Latakia ausgeladen und mit Tiefladern ins Landesinnere transportiert. Die westdeutsche Militär-Fachzeitschrift »Soldat und Technik« schrieb, daß die Sowjetunion den Syrern ihr neuestes Panzermodell nur ungern geliefert habe, da sie ihre eigenen Panzertruppen zu diesem Zeitpunkt erst zu einem Viertel auf den T-72 umgerüstet hatte. »Soldat und Technik« sah die Sowjetunion in einer »Zwangslage«:

Während sie die »Habenichtse« unter ihren Waffenkunden in der Dritten Welt noch auf Jahre hinaus mit den aus ihren Verbänden herausgelösten Waffen zufriedenstellen kann, verlangen ihre zahlungskräftigen Kunden vermehrt nach modernen Waffensystemen.

Als hätte der Autor das Debakel der Syrer im Libanon vorausgeahnt, fuhr er fort:

Die sowjetischen T-72-Exporte deuten aber auch darauf hin, daß der T-72 nicht der mit geheimster neuer Technik ausgestattete »Wunderpanzer« ist... Zugleich erscheint es unwahrscheinlich, daß sich diese Staaten mit einer technisch

primitiveren Version des Panzers abspeisen lassen. Ihre bewußte Täuschung aber kann sich die Sowjetunion nicht leisten, da sie damit ihre Glaubwürdigkeit in der Dritten Welt riskieren würde.

Eben! Und deshalb liefert sie in harter Konkurrenz zur NATO das Beste, was sie hat. Das »ausgewogene« Sowohl-als-Auch des »Soldat und Technik«Autors und das öffentliche Rätselraten darüber, ob die sowjetischen »Exportwaffen« einen niedrigeren Technologie-Standard aufweisen als die für den Eigenbedarf bestimmten Waffen, entsteht vor allem dadurch, daß westliche Geheimdienste immer wieder von sowjetischen »Wunderwaffen« zu berichten wissen. Werden diese wunderbaren Produkte sowjetischer Waffentechnik dann - wie im Libanon - einem Test unterzogen, erweisen sie sich bar jeglichen Wunders. Darüber herrscht dann wiederum allgemeine Verwunderung. Dem auf die westlichen Geheimdienste vertrauenden Berichterstatter bleibt schließlich nur noch die ebenfalls von den Geheimdiensten angebotene »Exportversion«.

Was von solchen »Exportversionen« zu halten ist, konnte in einem jetzt sechs Jahre zurückliegenden Fall geklärt werden. Ein bis dahin einzig und allein für den sowjetischen Hausgebrauch bestimmtes sogenanntes »Wunderflugzeug«, die MiG-25 (NATO-Code: »Foxbat«), war von seinem Piloten Victor Belenko nach Japan entführt worden. Drei Jahre vorher hatte der damalige US-Luftwaffen-Staatssekretär Robert Seaman verkündet, die MiG-25 sei »der beste Abfangjäger, der heute in der Welt produziert wird«, und er sei »ausgerüstet mit einem äußerst effektiven Flugleit-, Radar- und Raketensystem«. Noch während US-Waffentechniker mit dem Zerlegen der MiG-25 beschäftigt waren, rätselte die Zeitschrift »FLUG REVUE« darüber, welche Werkstoffe es der Maschine wohl ermöglichen, der »enormen Luftreibung zu widerstehen«, die bei der von westlichen Geheimdiensten unterstellten Marschgeschwindigkeit von Mach 3,2 (ca. 3900 km/h) auftreten mußte. »Exotische Werkstoffe wie Bor für Tragflügel und Leitwerk« wurden vermutet. Als das Untersuchungsergebnis der Amerikaner bekannt war, gab es einmal mehr allgemeine Verwunderung unter den Experten: *Stahl* war die korrekte Bezeichnung des Werkstoffs. Er fing bereits an zu rosten, obwohl der Wundervogel erst 100 Flugstunden hinter sich hatte. Der amerikanische Kongreßabgeordnete und Pilot Robert Carr in seinem Untersuchungsbericht:

Tatsächlich ist die »Foxbat« kaum der mittlerweile 15 Jahre alten US-Maschine F-4 »Phantom« ebenbürtig« und von den US-Flugzeugen der neuen Generation, der McDonnell F-15 und der General Dynamics F-16 wird die MiG geradezu deklassiert.

Wie schizophren die Urteile westlicher Militärexperten ausfallen, denen es darum geht, die Schwächen sowjetischer Panzer zu kaschieren, zeigt ein typisches Beispiel aus der Fachzeitschrift »Wehrtechnik«. Unter der Kapitelüberschrift »Stärken und Schwächen der Nahost-Panzer« wird der T-62 folgendermaßen beurteilt:

Das Beste an ihm ist seine glatte 115-mm-Kanone. Zweifellos ist sie die effektivste im derzeitigen Truppengebrauch in der Welt, besser sogar als die 120-mm-Kanone des britischen »Chieftain«. Ihre Munitionsarten durchschlagen alle gängigen Panzerungen auf fast alle Entfernungen. Der Nachteil dieser Kanone liegt in ihrer geringen Treffgenauigkeit.

Mit anderen Worten: Das Beste an ihm ist seine Kanone; die hat allerdings einen kleinen »Nachteil«: sie trifft schlecht.

An diesem Beispiel wird nicht nur deutlich, nach welchem Beurteilungs-Prinzip die Rückständigkeit sowjetischer Technologie von westlichen Militärexperten in ihr Gegenteil verkehrt wird. Es macht noch etwas anderes deutlich: Die Frage nach der Überlegenheit von Waffensystemen ist schon lange keine Frage nach deren *mechanischer* Bauweise mehr. Entscheidend sind die *elektronischen* Komponenten. Sie erst geben den Waffen das gewünschte Maß an Treffgenauigkeit. Wenn über den T-62 geschrieben wird, daß bei ihm auf einen optischen Entfernungsmesser »zugunsten der guten Turmform und zur Verringerung der Reaktionszeit verzichtet« wurde, dann ist das blanker Zynismus. Die »Verringerung der Reaktionszeit« zugunsten manueller Entfernungs-Berechnung steht in keinem realistischen Verhältnis zu den Rechenzeiten westlicher Panzer-Elektronik.

Aber die »Russen« sind ja dafür bekannt, daß sie mit einfachen Mitteln wahre Wunder an Improvisation vollbringen. Sie haben es zumindest versucht. Die Lösung war der Einbau einer *Ladeautomatik* in den T-72. Die Praxis zeigte, daß der Platz, der durch den eingesparten langsamen Ladeschützen freigeworden war, für die voluminöse schnellere Ladeautomatik nicht ausreichte. Ergebnis dieser »Modernisierung«:

Infolge der beengten Platzverhältnisse in diesem Panzer dürfen die Angehörigen der Besatzung nicht größer als 1,55 bis 1, 60 sein.

In Israel wird dagegen nach den Worten von Dipl.-Ing. Wolfgang Flume in der Zeitschrift »Wehrtechnik« eine dreiköpfige Besatzung - »eine Ladeautomatik ersetzt den Ladeschützen« - »scharf abgelehnt. Vier Mann seien für einen 24-Stunden-Kampftag notwendig, um den Kampfpanzer zu bedienen, zu warten und ihn gegebenenfalls zu sichern.« Seine Beschreibung der Raumverhältnisse des von Israel entwickelten »MERKAVA«-Panzers liest sich denn auch gleich ganz anders:

Werden weniger Schuß mitgeführt, so kann der dadurch freigewordene Raum im Heck des Kampfraumes für die Mitnahme von acht Soldaten oder für vier Bahren genutzt werden - herauszustellen ist aber, daß der MERKAVA nicht die Rolle eines Schützenpanzers erfüllen soll.

Der Fernsehzuschauer, der vor seinem Bildschirm sitzt und von solchen Details nichts erfährt, sieht inzwischen den israelischen MERKAVA ins Bild rollen und bekommt dazu mitgeteilt, der Panzer habe »seine erste Bewährungsprobe ... glänzend bestanden« und es sei »ein Triumpf« für seine Konstrukteure, »daß dieser Panzer neun der neuesten sowjetischen T-72-Panzer abgeschossen hat«. Kein Wunder, bei dieser Ausstattung: *Die amerikanische Kanone M68 hat eine in Israel speziell für den MERKAVA entwickelte Lagerung. Die Waffe ist primärstabilisiert* (in Israel gefertigte Waffenstabilisierungsanlage von Cadillac Gage) mit nachgeführtem Richtschützensicht- und Zielgerät. ... Richtschütze und Kommandant können den von EI-Op gefertigten Laser-Entfernungsmesser bedienen, dessen Entfernungswerte neben anderen Daten in den von Elbit gefertigten Ballistikrechner der Feuerleitanlage automatisch eingegeben werden.*

Der »Tagesthemen«-Reporter Eberhard Piltz hat seinem Zuschauer inzwischen berichtet, daß es für alle NATO-Strategen von größter Bedeutung gewesen sei, daß der MERKAVA neun sowjetische T-72 abschießen konnte, denn »niemand wußte, ob und mit welchem Geschoß seine Panzerung zu durchbrechen ist. Jetzt aber ist das bekannt.«

Woraus ist der sowjetische »Wunderpanzer« denn nun gebaut? Das, so suggeriert Eberhard Piltz, interessiert auch alle westlichen Geheimdienste brennend, und spinnt seinen Faden weiter:

Und wenn, was wahrscheinlich ist, die Israelis auch Wracks des russischen Panzers geborgen haben, dann ist dies auf dem Markt der Nachrichtendienste sicher das derzeit heißeste Eisen.

Auf dem »Markt der Nachrichtendienste« würden die sowjetischen Panzer-Wracks nicht einmal zu ihrem Schrottwert gehandelt werden. Die sagenumwobene T-72-Panzerung ist längst bekannt. Friedrich Wiener, NATO-Militärs als Herausgeber des Standardwerkes »Taschenbuch der Landstreitkräfte« ein Begriff, konnte seinen Lesern schon vor vier Jahren Auskunft darüber geben.

Die Kampfpanzer T-64 und T72 sind noch aus Stahlguß gefertigt.

Es ist dasselbe Material, aus dem 1934 der im Warschauer Pakt noch heute seinen Diensttuende T-34 gefertigt wurde. Dessen zur Legende gewordene Überlegenheit über die ersten vier Panzermodelle aus Hitlers Wehrmacht muß Bestandteil der sowjetischen Stahlguß-Mischung geworden sein.

Was sich hinter der so »ausgewogen« klingenden Formel, die NATO setzte der *quantitativen* Überlegenheit des Warschauer Pakts die *qualitative* Überlegenheit ihrer Waffen entgegen, in Wirklichkeit verbirgt, das hat der Krieg im Libanon deutlicher, noch als bei der Panzerwaffe bei den modernen Waffensystemen *Flugzeug* und *Flugabwehr* enthüllt. Dazu weiter Originalton »Tagesthemen«:

Phänomenale Erfolge hat die israelische Luftwaffe erzielt. Dies ist ein Verdienst der hervorragend geschulten israelischen Piloten und ihrer modernen Kampfflugzeuge; vor allem der amerikanischen F-15 und F-16, die in jeder Beziehung den syrischen MiGs überlegen waren und des perfekten Zusammenspiels von Aufklärung und Einsatzführung und den elektronischen Maßnahmen, mit denen der Gegner gestört wurde.

Auf dem Bildschirm erscheint währenddessen die Zieloptik des Piloten einer israelischen F-15 »Strike Eagle«. Dank der »elektronischen Maßnahmen«, die der hinter ihm sitzende »Kampfbeobachter« auf seinem, einem kleinen Farbfernseher ähnelnden »Synthentic Aperture Radar« von Hughes Aircraft Company ausgeführt hat, kann der Pilot sein Ziel optisch ausmachen. Der Fernsehzuschauer kann den sich abspielenden Ziel- und Abschußvorgang unmittelbar aus der Position des »Strike Eagle«-Piloten miterleben.

Bildschirm und Zieloptik zeigen zunächst einen dunklen Punkt von der Größe eines Ein-Mark-Stückes. Gleichzeitig leuchtet ein Quadrat im Umfang eines Herren-Portemonnaies auf. Der Zielvorgang besteht offensichtlich darin, die Münze ins Innere des Portemonnaies zu schieben. Das geschieht innerhalb von wenigen Sekunden. - Die Münze ist eine syrische MiG. Jedesmal, wenn sie 'drin' ist, flammt es im Portemonnaie kurz auf, und eine MiG fällt sichtbar brennend nach unten aus dem Bild. Aus dem »Off« dazu der Kommentar des »Tagesthemen«-Reporters:

Von fliegenden Radarleitstellen geführt, errechnen die Bordcomputer alle notwendigen Angaben für die Bordraketen. Über der Beka'a-Ebene im Libanon tobte am letzten Mittwoch schließlich die größte Luftschlacht seit dem zweiten Weltkrieg. Und es war vor allem die überlegene Elektronik, die die Israelis ihre Gegner gleich zu Dutzenden vernichten ließ.

Von einer »tobenden Schlacht« war auf dem Bildschirm nichts zu sehen. Die amerikanische Zeitschrift »Newsweek« verglich den ungleichen Luftkampf mit dem »Tontaubenschießen« - einer Sportart, bei der es darauf ankommt, aus sicherer Entfernung in einer festgelegten Zeit möglichst viele hochgeschleuderte Wurfteller aus Ton zu zerschießen.

Um das beurteilen zu können, muß man wissen, daß die zentrale Führung der syrischen Piloten durch eine Bodenstation für sie die *einzige* Chance darstellt, die außer Sichtweite im Tiefflug »operierenden« israelischen F15 und F- 16 überhaupt zu orten. Die bereits bei der nach Japan entführten MiG-25 gemachte Beobachtung, daß die sowjetischen Maschinen »weniger als die Hälfte der Instrumente im Vergleich zu westlichen Maschinen« an Bord haben, trifft auch für die von den Syrern geflogenen MiG-21 und MiG-23 zu. Dieses Handicap wird noch dadurch gesteigert, daß die tiefffliegenden israelischen Maschinen auch von der Bodenstation nicht entdeckt werden können; es sei denn, die Israelis würden aufsteigen, um sich einen kurzen Überblick über lohnende Bodenziele zu verschaffen. Dazu aber hatten sie zunächst einmal gar keine Veranlassung, denn ihre »fliegenden Radarleitstellen« hatten aus ca. 9000 Meter Höhe den absoluten Überblick über das Geschehen in der Beka'a-Ebene. Es waren die 'Kleinen Brüder' des für Europa vorgesehenen »Frühwarnsystems« AWACS**, die dafür sorgten, daß die israelischen Piloten ihre F-15 so in Position bringen konnten, daß die Kameraden »Kampfbeobachter« nicht lange für sie nach den Münzen suchen mußten, damit sie ihr Tele-Spiel beginnen können. Die Sowjetunion dagegen ,verfügt über kein »Frühwarnsystem«, das auch über Land funktioniert. Ihren über dem offenen Meer eingesetzten Tu- 126 mangelt es an der ausgefeilten Elektronik, die durch Bodenunebenheiten auftretenden Stör-Echos des Radars wegzufiltern.

Was sich hinter einer so *defensiv* klingenden Bezeichnung wie »Frühwarnsystem« an Of*fensiv-Potential* tarnt, zeigt ein kurzer Ausschnitt aus einem »Überblick über die Einsatzmöglichkeiten« der »kleinen Brüder« von AWACS mit dem Namen Grumman E-2C »Hawkeye«.

Dank ihres Advanced Radar Processing Systems (ARPS) ist eine einzige Hawkeye in der Lage, mehrere hundert Ziele zu verfolgen und zu überwachen. Sie kann darüber hinaus gleichzeitig Abfang-Einsätze von mehr als zwanzig Tomcat-Jägern (ein an die Leistungen der F-15 und F-16 nicht ganz heranreichender Jäger der US-Marine mit der Abkürzung F*14) leiten. Anläßlich des im Oktober 1975 in der Ägäis durchgeführten NA TO-Manövers »Deep Express« konnte eine E-2C insgesamt 52 Schiffe und 40 Flugzeuge überwachen. Sie konnte diese in einem 37 km breiten Angriffskorridor halten und außerdem noch einen Luftangriff auf einen türkischen Stützpunkt leiten. Statistischen Untersuchungen zufolge kann eine E-2C zusammen mit einer Tomcat-Staffel* (9-12 Flugzeuge) *bis zu hundert gegnerische Flugzeuge bekämpfen.*

Die über dem Libanon inszenierte »größte Luftschlacht seit dem zweiten Weltkrieg« - so ARD-Korrespondent Eberhard Piltz - hat am Bildschirm inzwischen ihren thematischen Höhepunkt erreicht. Der »Tagesthemen«-Reporter leitet bereits das Finale ein:

Elektronik hat auch die Hauptrolle gespielt, als die Israelis ihren sensationellsten Schlag plazierten: die komplette Ausschaltung der syrischen SAM-6-Luftabwehr-Raketen. Ohne daß Einzelheiten bestätigt werden, haben wohl sogenannte »Schlaue Bomben« die Hauptrolle gespielt (es waren die in Vietnam erfolgreich getestete Luft-Boden-Lenkwaffe AGM-54 A/B »SHRIKE« und deren Nachfolge-Modell AGM-88 A »HARM«, beide von Texas Instruments produziert). *Sie finden ihr Ziel genau auf dem Radarstrahl, mit dem die Abwehrraketen nach Angreifern suchen* (nicht die Abwehrraketen suchen, sondern ihre Boden-Radarstationen). Es *ist in diesem Krieg zum ersten Mal für den Laien unvorstellbar komplizierte Elektronik im Ernstfall getestet worden. Westliche Technologie hat sich dabei über Erwarten bewährt.*

Und damit das so bleibt, hat Ronald Reagan zwei Tage nach der überzeugenden Bewährungsprobe westlicher Technologie das US-Technologie-Embargo um die Blockade amerikanischer Patente im Ausland erweitert. Welche Folgen das für »das anhaltende Streben der UdSSR nach militärisch-technologischer Überlegenheit« haben wird, das mag folgender, in Fettdruck gehaltener Auszug aus einem »Ausblick« auf die Zukunft der sowjetischen Luftverteidigung deutlich machen:

Die Entscheidung über den zukünftigen Wert der sowjetischen Luftverteidigung wird im Bereich der Elektronik fallen. Die Sowjetunion muß unter allen Umständen verhindern, daß der Vorsprung, den die Vereinigten Staaten und die NA TO auf diesem Gebiet heute besitzen, noch größer wird. Gelingt dies nicht, sind alle anderen Anstrengungen vergeblich gewesen.

Dieses Zitat stammt aus dem auch von NATO-Militärs verwendeten »Taschenbuch der Landstreitkräfte« von Friedrich Wiener.

* ein System, das gezieltes Schießen während der Fahrt erlaubt.

** AWACS = Airborne Warning and Control System soll mit seiner Reichweite von 400 km das bodengebunde Erfassungs-, Führungs- und Leitsystern NADGE = NATO Air Defense Ground Environment System ersetzen.

Konkret 08/82, S. 32

Kai Hermann

Israels heiliger Terror im Libanon

Der Schein-Heilige Krieg – seit 28 Jahren geplant und jetzt mit äußerster Brutalität inszeniert

Israels Ex-Premierminister wechselte plötzlich das Thema. Er sagte: » Jetzt ist es Zeit, die Maroniten im Libanon zu drängen, einen christlichen Staat auszurufen.« Der amtierende Premier widersprach und warnte: »Wer will sich dafür verbürgen, daß der blutige Krieg, der als Ergebnis eines solchen Versuchs unausweichlich ausbrechen wird, auf den Libanon begrenzt bleibt?« Der Ex-Premier überhörte die Einwände und begann von der Schaffung eines christlich-maronitischen Libanons zu schwärmen: »Wenn das passiert, wird ein endgültiger Wechsel im Nahen Osten stattfinden, wird eine neue Ära beginnen.«

Das Gespräch gab es nicht vor einigen Monaten, sondern vor fast drei Jahrzehnten am 27. Februar 1954. Teilnehmer waren der aus taktischen Gründen zurückgetretene Premierminister Ben Gurion, sein Nachfolger Sharett, Verteidigungsminister Savon und Oberbefehlshaber Dayan.

Im Anschluß an die Diskussion von Invasionsplänen für Ägypten und Syrien hatte der noch immer mächtigste Mann des Judenstaates, Ben Gurion, auch gleich eine Lösung für das Libanon-Problem vorgetragen. Ein Problem allerdings war der Nachbarstaat damals nur für die expansive Politik des jungen Israels. Denn Zwischenfälle an den Grenzen gab es ebensowenig wie ernsthafte Spannungen zwischen den Religionsgemeinschaften im Libanon. Die herrschenden Clans des Landes waren um Frieden nach außen und innen bemüht, denn sie wollten keine Störung der florierenden Geschäfte.

Deshalb hatte der gemäßigte Zionist und Premier Moshe Sharett - als einziger in der Runde - auch seine Bedenken. In einem Brief an Ben Gurion versuchte er, den greisen Staatengründer über die politischen Realitäten im Libanon zu belehren. Die christlichen Maroniten hätten »alle Karten auf eine christlich-moslemische Koalition im Land gesetzt«. Und: »Soweit ich weiß, existiert im Libanon heute keine Bewegung, die darauf abzielt, das Land in einen christlichen Staat umzubilden, der von der maronitischen Gemeinde regiert wird.« Zudem seien die Maroniten eine Minderheit,

Ben Gurion tadelte ebenfalls brieflich den Kleinmut des von ihm eingesetzten Nachfolgers. Natürlich seien die Voraussetzungen für den großen Libanon-Plan noch nicht geschaffen. Ben Gurion: »In normalen Zeiten wäre dies fast unmöglich. In erster Linie wegen der fehlenden Initiative und des fehlenden Mutes der Christen. Aber in Zeiten der Wirrnis, der Revolution oder des Bürgerkrieges erscheinen die Dinge in einem anderen Licht... Ohne unsere Initiative und entschiedene Hilfe wird das nicht passieren. Mir scheint, dies ist die zentrale Pflicht oder wenigstens eine der zentralen Pflichten unserer Außenpolitik. Dies bedeutet, daß Zeit, Energie und Mittel investiert werden sollten, und daß wir auf alle möglichen Arten handeln müssen, um einen radikalen Wechsel im Libanon zustande zu bringen. Wenn Geld notwendig ist, sollte kein Dollarbetrag gespart werden ... «

Der ebenso skrupelhafte wie machtlose Premier Sharett wollte nur »jeder agitatorischen Arbeit in der maronitischen Gemeinde helfen, die ihre isolationistischen Tendenzen stärkt«. Aufgezeichnet ist das alles in den Persönlichen Tagebüchern Sharetts. Im Mai 1954 erfährt der damalige offizielle Regierungschef, daß hinter seinem Rücken längst ein detaillierter Libanon-Plan ausgearbeitet und von den Mächtigen der Arbeiterpartei gebilligt ist. Auf Seite 996 seines Tagebuchs notierte er über einen Vortrag des Oberbefehlshabers Moshe Dayan: »Nach seiner (Dayan) Meinung sei es einzig und allein notwendig, einen Offizier, vielleicht sogar einen Major zu finden. Wir sollten entweder sein Herz gewinnen oder ihn mit Geld kaufen, um seine Zustimmung zu erlangen, daß er sich selbst zum Retter der maronitischen Bevölkerung ausruft. Dann wird die israelische Armee in den Libanon einmarschieren, das notwendige Gebiet besetzen und ein christliches Regime einsetzen, das sich mit Israel verbunden fühlt. Das Gebiet südlich des Litani(-Flusses) wird Israel völlig einverleibt werden und alles wäre in Ordnung.«

Die Verwirklichung dieses Planes wurde dann doch um einiges komplizierter als der jugendliche Heißsporn Dayan voraussagte. Ben Gurion war mit seiner Einschätzung realistischer, daß durch israelische Initiative zunächst »Zeiten der Wirrnis oder des Bürgerkriegs« im Libanon geschaffen werden müßten.

Erst 25 Jahre später hatten die Israelis ihren gekauften Major. 1979 konnten sie den libanesischen Major Saad Haddad als Statthalter eines ersten »befreiten christlichen Territoriums« im Süd-Libanon einsetzen. Die erste Phase des Plans von Moshe Dayan war damit abgeschlossen. Die zweite Phase lief unter dem Decknamen »Frieden für Galiläa«.

Wäre es nach Dayan gegangen, hätte die Aktion »Frieden für Galiläa« schon 1954 begonnen. Der damalige Oberbefehlshaber traf alle Vorbereitungen, an der seit 1948 vollständig friedlichen Libanon-Grenze für Spannungen zu sorgen. Eine günstige Gelegenheit ergab sich schon im September 1954. In Galiläa, in der Nähe von Safad, waren zwei Israelis ermordet worden. Ehe es auch nur Anhaltspunkte dafür gab, wer die Täter waren, hatte Dayan ein libanesisches Dorf zur Sprengung durch israelische Spezialeinheiten bestimmt.

Premierminister Sharett konnte die Aktion verhindern. Allerdings nur, weil wichtigere militärische Operationen anstanden. Am 1. Oktober - so Sharett in seinem Tagebuch - gab Washington über die CIA den Israelis zu verstehen, daß man gegen einen Angriff auf Ägypten keine Einwände mehr habe. Ziel solle der Sturz Nassers sein. Ein Jahr später fand dieser Krieg statt.

Die persönlichen Tagebücher Moshe Sharetts sind wohl das bislang wichtigste veröffentlichte Dokument zur Politik des Staates Israel. Sharett war einer der Führer des Zionismus vor 1948, der erste israelische Außenminister und von 1953 bis 1955 Premierminister. Ein überzeugter Zionist, der versuchte, auch die liberal-humanistischen Elemente des Zionismus ernst zu nehmen. Tag für Tag protokollierte er den Widerspruch zwischen idealistischem Anspruch und den Realitäten jüdischer Machtpolitik, bis er verzweifelt resignierte.

Die Tagebücher sind gegen den Widerstand des israelischen Sicherheits-Establishments von der Familie Sharetts auf hebräisch veröffentlicht worden. Eine Übersetzung wurde bislang mit politischen und juristischen Mitteln verhindert. Trotzdem erscheinen einige wesentliche Auszüge der Tagebücher jetzt in deutscher Sprache. In Livia Rokachs Analyse »Israels Heiliger Terror« (Minotaurus Projekt, Band 23, 14 Mark).

Sharetts Aufzeichnungen dokumentieren, wie der Terrorismus gegen die arabische Zivilbevölkerung zum wichtigen Bestandteil israelischer Außenpolitik wurde. Wie die siegesbewußten Militärs und Politiker die Nachbarstaaten mit offenen und versteckten Aktionen provozierten, um im Ausland und bei der eigenen Bevölkerung den Mythos von der permanenten Bedrohung Israels aufrechtzuerhalten und die sorgsam geplanten Kriege propagandistisch rechtfertigen zu können. Die Nahziele dieser »Lebensraum«Politik waren schon in den fünfziger Jahren - belegt Sharett - die Eroberung des jordanischen Westufers, des Gaza-Streifens und - die kühnste und komplizierteste Operation - die Unterwerfung des Libanon.

Die Operation »Friede für Galiläa« war bis ins Detail geplant, 15 Jahre bevor die Palästinenser überhaupt zum politischen Faktor im Libanon wurden. So ging es bei der Planung des Unternehmens auch nicht einmal am Rande um die Palästinenser, sondern ausschließlich um den Ausbau der unangefochtenen Vormachtsstellung Israels im Nahen Osten.

Gab es zunächst durch die Vorbereitungen für den Krieg gegen Ägypten eine Verzögerung der Operation, behinderte nach dem Sieg ein Verbündeter die direkte Aktion. In Frankreich regierte de Gaulle mit Sinn für koloniales Erbe. Für ihn war die ehemalige Kolonie Libanon französisches Einflußgebiet, das er hartnäckig gegen israelische und US-amerikanische Ambitionen verteidigte. Und Israel war damals noch nicht allein von den USA sondern auch von Frankreich abhängig, das dem neuen Staat die wichtigsten Waffen lieferte.

Aus der Sicht des französischen Spätkolonialismus mußte der israelische Plan eines »christlichen Libanon« auch einigermaßen absurd erscheinen. Denn der Staat wurde bereits dank französischer Vorsorge weitgehend von der christlichen Minderheit kontrolliert.

Es war in der Tat ein Gedanke von zionistischer Verwegenheit, ausgerechnet die Christen zum Aufstand anstacheln zu wollen. Zwar wurden noch 1955 Kontakte zum damals mächtigsten der Christenführer, dem Geschäftsmann, Politiker, Gangster-Boß und Befehlshaber einer Privatarmee, Camille Chamoun geknüpft. Aber der bekam gerade das libanesische Präsidentenamt als einträgliche Pfründe zugeschoben und war zumindest kurzfristig kaum ernsthaft für die israelischen Pläne zu interessieren. Es sollte dann auch noch 27 Jahre dauern, bis Camille Chamoun und israelische Militärs in Beirut miteinander die ersten Gläser Champagner leerten.

Die Lage im Libanon war wirklich wenig ermutigend für die Israelis. Die zahllosen Religionsgemeinschaften von den Shiiten bis zu den Juden predigten Toleranz und koexistierten friedlich nebeneinander her. Das »Leben und leben lassen« zahlte sich aus in harten Dollars, von denen auch für das moslemische Proletariat und die palästinensischen Flüchtlinge noch einiges abfiel. Der Libanon verdiente sich damals weltweit das Prädikat »Schweiz des Orients«.

Trotzdem begann die israelische Führung noch in den fünfziger Jahren mit zionistischer Starrköpfigkeit, einige Christen-Clans aufzurüsten. Und zwar zunächst jene Feudalherrscher der Bergdörfer, die zu unbeweglich waren, um vom Beiruter Dollarregen voll zu profitieren. Diese Vorbereitungen für einen Bürgerkrieg mußten zwar vor Frankreich und der Weltöffentlichkeit streng geheim gehalten wer en, aber die CIA wurde eingeweiht. Die USA unterstützten das Unternehmen dann auch aktiv. Der ehemalige CIA-Direktor Williain Colby erklärte 1976 vor einem Senatsausschuß, daß die Vereinigten Staaten über seine Organisation »in den 50er Jahren an Christen im Libanon Waffen lieferten: Im Rahmen der Unterstützung des Kampfes von religiösen und ethnischen Minderheiten gegen den Kommunismus.« Nur den Kampf gab es noch nicht, genausowenig wie Kommunisten oder auch nur Sozialdemokraten im scheindemokratischen libanesischen Feudalsystem. Die Palästinenser spielten politisch keine Rolle, weil ihre Organisationen alle Aktivitäten auf Jordanien konzentrierten.

Auch die USA verfolgten also Langzeitziele. Die mögen, wie häufig, nicht ganz identisch gewesen sein mit den israelischen Zielen. Aber die Interessen waren dieselben.

Es war eher Zufall, daß ich Mitte der sechziger Jahre an einem freien Wochenende in die Berge oberhalb von Tripoli fuhr. Es war das Gebiet des christlichen Franjieh-Clans. Der Taxifahrer brachte mich zum ältesten Sohn der FranjiehFamilie, Toni.

Toni Franjieh überwand jedes Mißtrauen schnell. Er erklärte mir, daß Deutschland und seine Truppen an derselben Front stünden: Im Kampf für das christliche Abendland. Er war von impertinenter Dummheit. Auf seinem Schreibtisch lagen Comics mit dem Titel »Lieutenant Peng Peng«. Bei einem Picknick in den Bergen mit Familie konnte ich Toni zusehen, wie er eine Kollektion der angeblich modernsten Handfeuerwaffen ausprobierte. Und am Abend, den Blick hinab auf das moslemische Tripoli gewandt, prophezeite er dann düster: Sein herrliches Land werde bald einen der blutigsten Kriege der Geschichte erleben. Eine moslemisch-kommunistische Verschwörung gelte es für das Abendland niederzukämpfen. Gottlob gäbe es weitsichtige Leute im Westen, die die Gefahr erkannt hätten und ihn bei seinen Vorbereitungen unterstützten.

Ich habe Toni Franjieh noch einige Male besucht, seinen Aufstieg von einer hübschen Villa in einen protzigen Palast mitgekriegt. Toni sollte zu einem wichtigen Mann im Libanon werden. Seine in Wochenendkursen ausgebildeten Leute begannen mit scheinbar unmotivierten Überfällen auf Palästinenser und moslemische Libanesen. Als sie, unter Tonis persönlicher Führung, die Passagiere eines vorwiegend mit Palästinensern besetzten Busses niedermetzelten, war die Atmosphäre für einen Bürgerkrieg bereits günstig.

Als der Krieg dann begann, wußten auch die fixesten politischen Beobachter nicht so recht, warum. In dem scheinbar sinnlosen Gemetzel war schon bald für die auf Kommerz ausgerichtete libanesische Elite keine Gewinnchance mehr drin.

Eine erfolgreiche Propaganda machte dann aber ausgerechnet die Palästinenser zu den Verantwortlichen für die scheinbar ziellosen Schießereien. Eine These, die mittlerweile auch liberale Kritiker der israelischen Politik wie selbstverständlich übernommen haben. Tatsächlich war gerade der PLO klar, daß sie in dieser Auseinandersetzung am meisten zu verlieren hatte. Die Palästinenser überließen den Straßenkampf in der ersten Phase des Bürgerkriegs dann auch weitgehend den libanesisch-moslemischen Milizen.

Unzählige Male wurde Waffenstillstand ausgehandelt. Gebrochen wurde er fast jedes Mal zunächst von Heckenschützen, die wahllos Passanten in Beirut töteten. Die libanesische Presse schrieb von »bezahlten Killern«. Woher das Kopfgeld für diese Heckenschützen kam, blieb ungeklärt.

Unter den christlichen Milizen erwies sich eine relativ junge Gruppierung als die schlagkräftigste: Die Falangisten. Gegründet hatte sie schon Ende der dreißiger Jahre der Apotheker-Sohn Pierre Gemayel, nachdem er während der Olympischen

Spiele Hitler von weitem bewunderte. Viel Anhang fand der libanesische Faschist nicht. Seine große Zeit begann erst in den sechziger Jahren. Der Antisemitismus der Falange wurde ausgetauscht gegen das Dogma von der weltweiten palästinensisch-kommunistischen Verschwörung. Für alles Unglück nicht nur im Libanon gab es nur eine Ursache, die »zweibeinigen Tiere«. (So nannte später auch Israels Premier Begin die Palästinenser.)

Innerhalb kurzer Zeit hatte die libanesische Falange die meisten Milizionäre und die beste Bewaffnung im christlich-maronitischen Lager. Führer dieser Milizen war der Sohn des Parteigründers, Beshir Gemayel.

Auf dem ersten Höhepunkt des Bürgerkriegs begleitete ich Beshir Gemayel einige Tage. Einem französischen Kollegen hatte er nach einer kritischen Frage ein paar Rippen gebrochen. Gegenüber dem Inhaber eines westdeutschen Passes hatte er ziemlich grenzenloses Vertrauen. Er rühmte sich seiner engen Kontakte zu CDU-Politikern. Ein Berliner Parlamentsabgeordneter namens Lummer sei ein persönlicher Freund, der ihn wenigstens einmal im Jahr besuche.

Am Tag des geplanten Abflugs rief mich im Hotel eine Frau an und bat mich sehr bestimmt ins Falange-Hauptquartier. Als ich höflich ablehnte, wurde die Einladung zum Befehl. Bis ich abgeholt werde, dürfe ich das Hotel nicht verlassen.

Das Verhör durch mir bis dahin unbekannte Falangisten dauerte vier Stunden. Sie wollten nicht viel wissen, denn sie wußten sehr viel. Über meine verschiedenen Kontakte zu Palästinenser-Organisationen und meine bisherige Nahost-Berichterstattung. Ziel der Unterhaltung, meinten sie, sei sicherzustellen, daß ich meine Einstellung nach den Beweisen der Gastfreundschaft durch Beshir Gemayel geändert habe. Denn sie hätten - wie ich ja nun wüßte - nicht nur überall sehr gut informierte Leute, sondern auch Männer, die mit der Waffe umgehen könnten.

Mein spontaner Verdacht war, daß diese Informationen nur vom isrealischen Geheimdienst kommen könnten. Ich verwarf ihn sofort wieder. Daß die Israelis auch solche Gegner der Palästinenser über dritte insgeheim unterstützten, okay. Aber eine so intime Zusammenarbeit von Juden mit ausgemachten Faschisten, unmöglich.

Mein alter Bekannter Toni Franjieh hatte dann offenbar die Drecksarbeit und damit seine Schuldigkeit getan. Ein Kommando Beshir Gemayels legte Toni mit Frau und Kindern um. Die Falangisten hatten mittlerweile auch schwere Waffen und waren mit Hilfe unbekannter Gönner so stark geworden, daß sie neben dem Krieg gegen die Palästinenser auch den Führungsanspruch im christlichen Lager ausschließen konnten. Die Tiger-Milizen des einst mächtigsten Mann im Libanon, Camille Chamoun, wurden liquidiert. Chamoun ist heute artiger Befehlsempfänger der Gemayels. Und Beshir

Gemayel ist von den israelischen Besatzern und ihren Propagandisten in aller Welt ganz offen zum libanesischen Kronprinzen proklamiert worden.

Es gibt einige Indizien dafür, daß der scheinbar sinnloseste Krieg dieses Jahrhunderts - mit seinen hunderttausenden von Toten, der libanesische Bürgerkrieg, vom Beginn bis zur Operation »Friede für Galiläa« eine Inszenierung der Israelis war. Belegbar ist, daß die Inszenierung dieses Krieges mit abschließender Invasion schon in den Gründerjahren des Staates Israel zum »vorrangigen Ziel« israelischer Außenpolitik erklärt worden ist. Und zwar nicht nur von den »Falken« um Begin, sondern auch von den »Tauben« der Arbeiterpartei.

Während die liberalen professionellen Beobachter und Analytiker noch darüber rätseln, wieweit die Israelis mit ihrem Präventivschlag gegen die PLO gehen können und sollten, sehen die radikal Rechten mit direktem Draht nach Jerusalem schon ziemlich klar. »Die Welt« etwa läßt aus Beirut orakeln: »Die kameradschaftliche Zusammenarbeit mit den christlichen Milizen läßt zumindest ahnen, daß hier in Libanon Bindungen und Koalitionen entstehen, die durch UNO- oder EG-Resolutionen nicht mehr wegzukorrigieren sind. Daß die Israelis in Beirut stehen... ist eine der neuen Tatsachen, die in der Weltpolitik berücksichtigt werden müssen.«

Ben Gurion vor 28 Jahren über seinen Libanon-Plan: »Wenn das passiert, wird ein endgültiger Wechsel im Nahen Osten stattfinden, wird eine neue Ära beginnen.«

Der Schlag gegen die PLO ist nach allen bekannten Informationen nur ein Nebeneffekt der drei Jahrzehnte geplanten und vorbereiteten Invasion. Die militärische »Bedrohung« durch die PLO an der libanesischen Grenze, die wenigen palästinensischen Stützpunkte, von denen Israel noch mit Raketen zu erreichen war, hätten seit Jahren in einer Blitzaktion erobert und dem Gebiet des Söldner-Majors Haddad zugeschlagen werden können. Doch auch bei den Invasionen der Israelis in Südlibanon ließen sie der PLO stets einige dieser Stellungen. Genauso wie zuvor über Jahre die Stellungen der Palästinenser an der jordanischen Grenze nicht angetastet wurden, von denen die EI Fatah fast jede Nacht wenig effektive Feuerüberfälle unternehmen konnte.

Die militärischen Nadelstiche des Gegners waren notwendig, um das »Prinzip der heiligen Rache« als politisches Instrument zu rechtfertigen. Israels damaliger Premierminister Sharett erkannte schon 1955: »Wir haben es möglich gemacht, Rache als moralischen Wert aufrechtzuerhalten... in Sharons Bataillon hat es sich zum 'Wert eines heiligen Prinzips' herausgebildet, das zum Instrument des Staates wird.«

Der heute amtierende Verteidigungsminister Sharon führte in jenen Jahren eine geheime Spezialeinheit, die Anschläge gegen Israelis mit Terror gegen unbeteiligte arabische Zivilbevölkerung rächte. Mal griffen sich seine Leute, als rachdurstige Siedler getarnt, eine Gruppe Beduinen und stachen sie nacheinander mit Messern ab, mal sprengten sie ein jordanisches Dorf mit Männern, Frauen und Kindern in die Luft. Die Verantwortung Sharons für diese Aktionen belegte erst Sharetts Tagebuch. Dayan deckte seinen Untergebenen damals.

Ziel dieser Politik, so Sharetts Tagebücher, war es, die Araber einzuschüchtern, ihnen die Ohnmacht ihrer Regierungen zu demonstrieren und die Bevölkerung der Gastländer gegen die palästinensischen Flüchtlinge als . Ursache der israelischen Schläge aufzubringen. Diese Politil eskalierte bis zum Flächenbombardement mit Phospor und Splitterbomben in den vergangenen Wochen. Die totale Zerstörung ganzer libanesischer Städte und Stadtteile hatte allerdings wohl auch noch einen anderen politischen Zweck. Ausradiert wurden nur überwiegend von Moslems bewohnte Siedlungen - die innerhalb des geplanten christlichen ‚Libanon liegen. Denn der maronitisch regierte Satelliten-Staat soll nach der israelischen Planung aus den fünfziger Jahren nur ein Rumpf-Libanon sein. Ausgegliedert werden - so jedenfalls entschieden Ben Gurion und Dayan 1954 - die Provinz Tyrus, das Beka'a-Tal und die Stadt Tyrus. Das sind Gebiete mit ausschließlich moslemischer Bevölkerung. Dort könnten obdachlos gewordene moslemische Libanesen und vor allem Palästinenser Zuflucht finden. Dieser Rest-Libanon würde zu einer Art Homelands, die wirtschaftlich vom Beiruter Staat abhängig wären und nach israelischem und südafrikanischem Vorbild billige Wander- und Gastarbeiter stellen könnten.

Israels Regierung hat bereits angekündigt, daß ihre Besatzungstruppen bis zum kommenden Winter im Libanon bleiben werden, um eine »neue Ordnung« zu installieren. Ob der Plan aus den fünfziger Jahren inzwischen modifiziert wurde und ob sich eine vollständige Deckung der US-Interessen mit den israelischen Absichten erreichen läßt, ist noch abzuwarten. Die Israelis haben bewiesen, daß sie mit Rücksicht auf die USA auch etwas warten können, wenn sie erst einmal Tatsachen geschaffen haben.

Ben Gurions großer Traum von der » Schaffung eines christlichen Staates in unserer Nachbarschaft« jedenfalls ist fast verwirklicht. Die »zentrale Pflicht oder wenigstens eine der zentralen Pflichten unserer Außenpolitik« haben ihm die Nachfolger beinah erfüllt. Unsicher ist nur, wie der »endgültige Wechsel im Nahen Osten«, »die neue Ära«, die Ben Gurion nach diesem Schritt israelischer Expansion prophezeite, aussehen wird. Denn, so schrieb der »weise, alte Mann« Israels in diesem Zusammenhang damals auch an seinen Premier Sharett: »In der Politik gibt es keine Gewißheit.«

Konkret 08/82, S. 36

Jörg Lang

Vom Blutbad strategisch absahnen

»Dies ist die Stunde der Vereinigten Staaten im Nahen Osten«, verkündete am 27. Mai Alexander Haig vor dem Chicago Council on Foreign Relations. Auf der Grundlage von Camp David, »der einzigen gangbaren Straße zum Frieden«, seien die USA dabei, das Palästinaproblem in Angriff zu nehmen und vor allem »eine neue Ordnung im Libanon« zu schaffen. Hierbei würden sie insbesondere mit ihrem »strategischen Verbündeten« Israel eng zusammenarbeiten.

Eine Woche später fielen die israelischen Militaristen über den Libanon und die PLO her, mit einem Grad an Völkerrechts- und Menschenverachtung, der sich noch als zukunftsweisend herausstellen mag. Drei Jahre nachdem Carter, Begin und Sadat in Camp David ihre Posse vom »ewigen Frieden« in Nahost abzogen, werden wieder ein arabisches Land und seine Bevölkerung verheert.

Israels Krieg im Libanon ist vor allem auch ein Krieg der USA. Das Gros der bundesdeutschen Schwätzer und Schreiber ist eifrig damit beschäftigt, diese einfache Wahrheit in unseren Köpfen zu verstellen. Da haben die amerikanischen »Vermittler« angeblich nun alle Hände voll zu tun, die Israelis daran zu hindern, »Beirut« zu besetzen (der Rest des Libanon ist offenbar bereits geschenkt); ja, sie sind sogar bereit, mit ihren braven *Marines* die PLO aus dem Schlamassel zu holen und den Libanon zu retten. Und die »Hauptfrage« ist nur noch, ob und wann denn die PLO endlich »aus dem Libanon abziehe«.

Als ob es nicht Haig und Weinberger gewesen wären, die Tage vor dem *Angriff dem* israelischen Kriegsminister Sharon bei dessen Aufwartung in Washington das langerwartete grüne Licht für den Angriff gegeben hätten, plus 120 Millionen Dollar extra Militärhilfe, sozusagen als Vorschuß. Als ob die USA nicht jede Aggression Israels durch immer neue Rekorde an Militärhilfe abgedeckt hätten, und jüngst auch noch durch ein »strategisches Kooperationsabkommen« mit dem Israel Begins und Sharons. Vom ersten Tag an standen die USA hinter der Invasion im Libanon. Den leeren Rufen Reagans nach dem sofortigen und bedingungslosen Rückzug Israels folgten die amerikanischen Vetos im Weltsicherheitsrat, die alle Sanktionen zur praktischen Durchsetzung verhinderten.

Ober die Ziele des Libanon-Massakers waren sich die amerikanischen und israelischen Zentralen von Grund auf einig: Mit einem Gewaltakt soll Camp David aus der politischen Sackgasse herausgehauen und jeder palästinensische und arabische Widerstand gegen das amerikanisch-israelische Diktat gebrochen werden. Dazu soll neues Terrain für die zionistische Expansion bereitet werden, vor allem aber für die direkte militärische Intervention der USA in der Region.

Das Massaker im Libanon ist nur die konsequente Fortsetzung der amerikanischen Nahostpolitik seit Camp David. Spätestens seit ihrem einseitigen Bruch des sowjetisch-amerikanischen Kommuniques vom September 1977 haben die USA das Ziel eines umfassenden Nahostfriedens ersetzt durch das einer von ihnen kontrollierten militärischen Allianz, in die neben Israel auch arabische »Freunde«, allen voran Ägypten und Saudi Arabien, gepreßt werden sollen.

Es ist kein Wunder, daß Präsident Reagan der Welt jetzt als »Ausweg« aus dem Massaker im Libanon die Entsendung einer »multinationalen Friedenstruppe« andrehen will, auf deutsch: die Stationierung von US-Truppen mit symbolischer NATO-Beteiligung.

Trotz allem ist die Libanon-Aggression kein Erfolg für die USA, eher ein Zeichen ihrer Schwäche als der Stärke. Das Verbrechen schafft mehr Probleme, als es aus der Welt räumen könnte. Wie schon das Abkommen von Camp David ! so hat auch das Massaker im Libanon keines der Probleme entschärft. Und bisher ist der Versuch der USA, vom Blutbad sozusagen strategisch abzusahnen, nicht gelungen.

Die militärische Schwächung der PLO, die in ihrer bisherigen Verfassung an sich keine reale Gefahr für die Existenz Israels darstellte, hat weder zu ihrem Zusammenbruch noch zu ihrer Kapitulation geführt. Die palästinensischen und libanesischen Widerstandskämpfer verkaufen ihre Haut teuer, und die israelischen Verluste sind über Erwarten hoch. Selbst wenn es am Ende des Gemetzels noch gelänge, die PLO-Führung aus dem Libanon zu vertreiben, so wäre damit nicht die PLO erledigt - geschweige denn das Problem des palästinensischen Widerstands. Im Gegenteil: Nach der Besetzung des Libanon sind die arabischen Optionen für eine wirkliche Guerilla realer geworden.

Die Behauptung des israelischen Generalstabschefs Eitan, daß es nur eine militärische Lösung des »Terroristenproblems« gäbe, erweist sich als Bumerang. Israel mag zwar in der Lage sein, die arabische Welt in Grund und Boden zu bomben, kontrollieren kann sie es nicht. Verlierer sind auch Amerikas arabische »Freunde«, Ihre Destabilisierung schreitet ebenfalls fort.

Im Libanon und in den USA selbst liegen sich offenbar auch die verschiedenen Agenten und Agenturen des US-Imperialismus in den Haaren. Sie können sich immer weniger auf die Anteile an der Beute und auf einen Minimalkonsens

zur »rationalen« Entschärfung der explosiven Situation einigen - einer der Gründe für Haigs Rücktritt.

Es ist nun seit dem Falkland/Malvinen-Krieg bereits das zweite Mal in kurzer Zeit, daß eine im Grunde von den USA bestimmte strategische Situation außer Kontrolle gerät, mit katastrophalen Verlusten für die Beteiligten. Diese blutigen Kriege sind unmittelbar keine Ost-West-Konfrontationen. Die Sowjetunion hat sich in beiden Fällen herausgehalten. Das macht die Situation aber offenbar nicht weniger gefährlich, im Gegenteil. Die Sowjetunion fällt auch als Stabilitätsfaktor aus. Ähnliche Entwicklungen laufen im Golf, sowie im Süden Afrikas und in Zentralamerika ab.

Das Libanon-Desaster bedroht auch uns, die europäischen »Verbündeten« der USA. Wir gehören militärisch, wirtschaftlich und politisch zu den direkten Verlierern der fortschreitenden Destabilisierung des gesamten Nahen und Mittleren Ostens. Die Regierungen der EG-Staaten spielen hierbei eine klägliche Rolle. Im Sinai haben sie den US-Truppen Handlangerdienste geleistet. Und die Anbiederungstouren all der Carringtons, Mitterrands, Cheyssons, Tindemanns etc., die sich während der letzten Monate Begins Klinke in die Hand gaben, dienten den amerikanischen und israelischen »Freunden« lediglich als Legitimation für Aggression. Der letzte der politischen Gesundbeter, unser derzeitiger Außenminister Genscher, hatte alle Mühe, am 4. Juni in Israel noch das Flugzeug zu erwischen, bevor der Angriff losrollte.

Was aber garantiert eigentlich noch ' daß die destruktive Politik derer, die heute an den Schalt- und Abzugshebeln in Washington sitzen, morgen derartige Explosionen nicht auch bei uns in Westeuropa auslöst?

Jörg Lang, 42, ist erst vor kurzem aus dem Libanon zurückgekehrt. Er hat 8 Jahre lang die Entwicklung dort aus nächster Nähe miterlebt, auch durch seine Arbeit in den Unified Information Departements der PLO. Der frühere Rechtsanwalt und Verteidiger der RAF-Gefangenen in der BRD war 1974 ins Exil gegangen, als er selbst zur Zielscheibe der Strafverfolgung wurde. Mit seiner Analyse für KONKRET äußert sich Lang zum ersten Mal über seine Nahost-Erfahrungen.

Konkret 08/82, S. 38

Winfried Wolf

Ausverkauf eine Gesellschaft

Die Kapitalreserven sind erschöpft, weitere Millionenverluste drohen, mehr als hunderttausend Arbeitsplätze stehen auf dem Spiel. Die AEG, zweitgrößter Elektrokonzern der Bundesrepublik, steht vor der Pleite

Der besorgte Aktionär denkt an sich selbst zuerst. Deshalb wünschte sich Herr Rosenblüt auf der AEG-Hauptversammlung im Jahr 1980 bereits einen »Sozialplan für Kleinaktionäre«. Anteilseigner Kurt Fiebich gab auf derselben Veranstaltung zu Protokoll: »Im Grunde verlieren die Aktionäre sehr viel mehr als die Arbeitnehmer... Was haben die Arbeitnehmer verloren bei AEG? Sehen Sie sich bitte die Entwicklung der Personalkosten an. Die sind gestiegen. « Daß dort auch ein Antrag auf »sofortige, größere Personalentlassung bei geringster Sozialabfindung« und die »sofortige Schließung unrentabler Zweigwerke« gefordert wurde, wundert wohl niemanden mehr.

Zwei Jahre später, im Juni 1982, treffen sich die Aktionäre des Unternehmens im Westberliner Kongreßzentrum ICC. Der angeschlagene Riese AEG, der seit Mitte der 70er Jahre ständig neue Tiefschläge wegstecken mußte, taumelt. Vor dem ICC demonstrieren Beschäftigte der Firma. Sie haben Angst um ihre Arbeitsplätze. Im Saal spricht Aktionär Kurt Fiebich davon, daß die Parolen vom Arbeitsplatzabbau nichts als »dummes und irres Geschwätz« seien. Jedes Unternehmen müsse Arbeitsplätze einsparen, ja, »die Neue Heimat hat damit sogar schon im Vorstand angefangen.«

Die AEG hielt es mehr mit der Basis. Zwischen 1974 und 1982 wurde die Zahl der weltweit bei dem Elektrokonzern Beschäftigten um knapp 50.000 reduziert - von 170.500 auf weniger als 123.000. Trotzdem steht der zweitgrößte Elektrokonzern der Bundesrepublik, die Nummer 1 unter den Hausgeräteherstellern, die Nummer 17 unter den westdeutschen industriellen Aktiengesellschaften, vor dem Konkurs oder dem Verfall. Der Firmenname AEG, der zusammen mit Siemens, VW und Mercedes das »Made in Germany« verkörperte, wird längst mit »Ausverkauf Einer Gesellschaft« buchstabiert.

99 Jahre hat AEG jetzt auf dein Buckel. Die Kapitalgesellschaft wurde 1883 als »Deutsche Edison-Gesellschaft für angewandte Electricität (DEG)« gegründet. 1884 produzierte sie die erste deutsche Glühbirne. Die bald umbenannt in AEG, verbreiterte schnell die Produktpalette: Elektromotoren, Dynamomaschinen, »drahtlose Telephonie« (also Radios, die von der AEG-Tochter Telefunken gebaut wurden), selbst Engagements im Automobilbau kamen hinzu. Der Zweite Weltkrieg unterbrach den Höhenflug nur kurz. AEG verlegte den Firmensitz von Berlin nach Frankfurt und stieg in den frühen 50er und 60er Jahren in alle möglichen Firmen und Produkte ein, die auch nur entfernt etwas mit »Allgemeiner Electricität« zu tun hatten. Das erklärte Ziel des Unternehmens war es, die Dauer-Nummer 1 Siemens, die mit der AEG zeitweise verflochten war und über die das Unternehmen bei Expansionen immer wieder stolperte, vom Spitzenplatz zu verdrängen. Zu den Standbeinen gehörten die Elektrotechnik, die Kernenergie (die Kraftwerkunion/KWU wurde zu je 50 Prozent von Siemens und AEG kontrolliert), die elektronische Datenverarbeitung, die Halbleitertechnik, der Telefonbau und die Unterhaltungselektronik. Größeres Gewicht erhielten die Haushaltsgeräte, ein Sektor, auf dem die AEG eine große Anzahl von Firmen zusammenkaufte: Zanker, Witte, Neff, Küppersbusch, BBC-Haushaltsgeräte, Alno, AKO, Duofrost. 1963 stand der Konzern kurz vor dem Durchbruch in die Spitzenposition, denn die Tochterfirma Telefunken entwickelte das Farbfernsehsystem PAL und blieb damit über lange Jahre marktbeherrschend. Bis in die siebziger Jahre hinein galt die AEG-Aktie als eine der sichersten und gewinnbringendsten Geldanlagen überhaupt.

1974, das Jahr der ersten internationalen Weltwirtschaftsrezession nach dem Zweiten Weltkrieg, wurde für AEG zum Wendepunkt. Der Konzern begann, Firmen wieder abzustoßen. 1974 war es die Computergesellschaft Konstanz, 1976 folgten die Glühbirnenfirma Osram, die Beteiligungen an der KWU und an der Transformatoren-Union. In allen Fällen hieß der Aufkäufer Siemens.

1977 mußte AEG den 20-Prozent-Anteil am italienischen Elektrokonzern Zanussi veräußern. Einzelne AEG-Werke wurden nun geschlossen oder massiv abgebaut.

1981 wurden dann das Elektronik-Unternehmen Hartmann und Braun an Mannesmann, die Telefonbau + Normalzeit an Bosch verkauft. Beim Büromaschinenbauer Olympia stiegen die Westdeutsche Landesbank, die Deutsche und die Dresdner Bank mit einem 49-Prozent-Anteil ein. 1882 kommt es schließlich zum Aus für den Hausgerätehersteller Zanker, obwohl das Land Baden-Württemberg noch kurz zuvor eine 30-Millionen-Mark-Bürgschaft gegeben hatte. Der Hausgerätehersteller BBC soll zum Jahresende schließen, bei Küppersbusch werden es noch in diesem Jahr zumindest größere Teile sein. Auch in den AEG-Auslandsbetrieben wird massiv entlassen.

Die Gesamtzahl der Entlassungen ist ebenso beeindruckend wie der Produktivitätsanstieg je Beschäftigtem. Mitte 1982 sind bei AEG weltweit knapp 30 Prozent Menschen weniger in Lohn und Brot als 1974. Der Pro-Kopf-Umsatz hat sich aber von 70.352 Mark auf 120.300 Mark (plus 60 Prozent) gesteigert und liegt damit über dem entsprechenden Wert des großen Konkurrenten Siemens. Trotz dieser exemplarischen Sanierungspolitik auf dem Rücken der Belegschaft wird inzwischen die totale Pleite oder der Ausverkauf von AEG ins Auge gefaßt.

Die bürgerliche Fachwelt hat dafür eine Menge Erklärungen. Von »Mißmanagement« ist die Rede und von »keinem verläßlichen Kalkulationswesen«, der »fehlerhaften Orientierung auf den Konsumgüterbereich« wird die Schuld zugeschoben und der »zu wenigen Auslandsfertigung«, weshalb bei DM-Aufwertungen »Währungsverluste« eingetreten seien. Viel Papier wurde überdies mit Charakterskizzen der AEG-Vorstandsvorsitzenden Cipa (»brutal«, »falsche Personalpolitik«) und Dürr (»bieder«, »zögernd«) bedruckt.

Alle diese Erklärungen sind oberflächlich, verwechseln Ursache und Wirkung. Als ob es in anderen Großkonzernen nicht auch riesige Fehlkalkulationen gegeben hätte. Als ob AEG nicht in »zukunftsträchtigen Bereichen der Elektro-Technik« dringesteckt hätte - und gerade dort einen Milliardenverlust bezog (KWU). Als ob nicht seit über einem Jahr ein Kursanstieg des Dollars stattfinde, der eine positive Wirkung auf die AEG-Exporte haben müßte. Als ob der hemdsärmelige Cipa nicht ein geradezu idealer, weil rücksichtsloser Sanierer gewesen wäre. Als ob Dürr, der biedere Schwabe, nicht an seinen »Erfolgen« zu messen wäre - den Massenentlassungen bei Duldung der Gewerkschaften.

Die wirklichen Ursachen für den Fall und Verfall der AEG sind anderswo zu suchen:

· Ausgangspunkt ist die kapitalistische Krise, die Mitte der 70er Jahre einsetzt, sich in den beginnenden 80ern verstärkt und sich auch in Zukunft noch weiter verschärfen wird. Die Folge ist eine massive Konkurrenz. Aus dem sportlichen Wettlauf zwischen Siemens und AEG mußte ein Existenzkampf werden. So wie auf dem riesigen US-Automobilmarkt General Motors den drittgrößten Produzenten Chrysler in den Bankrott treibt und den zweiten, Ford, in tiefrote Zahlen gebracht hat, so gibt es in der bundesdeutschen Elektroindustrie keinen Platz mehr für zwei große Hersteller. Und auch der vorläufige Sieger Siemens hat zunächst nur die Runde in der Bundesrepublik gewonnen und muß nun gegen den Rest der Welt antreten.

· Ein weiterer Grund für den Niedergang des Konzerns liegt in der Produktionspalette mit den Hauptteilen Unterhaltungselektronik und Haushaltstechnik. Diese Schwerpunkte waren in den 50er und 60er Jahren durchaus gerechtfertigt. Der Wirtschaftsboom brachte steigende Realeinkommen und den Run auf die »langlebigen« Konsumgüter. Hauptfunktion der Krise - und bürgerlicher Politik in der Krise - ist nun aber der Druck auf die Reallöhne. Stagnation der Masseneinkommen und seit 1980 deren Rückgang sind die Folge. Weder AEG noch Siemens hatten sich einen der wenigen abgebrühten Marxisten als Berater gehalten, die die kommende Krise vorhergesagt hatten. Die bürgerlichen Prognosen sprachen noch in den 70er Jahren vom unbegrenzten Boom. Plötzlich waren die Unternehmen vorn, die mehr oder weniger zufällig eine inzwischen passende Produktionsstruktur mit dem Schwerpunkt bei den Investitionsgütern und geringere Abhängigkeit von der kaufkräftigen Massennachfrage hatten.

· Und schließlich machten in der Krise, die von der Hochzinspolitik bestimmt wurde, die Firmen das Rennen, die keine oder kaum Kredite aufnehmen mußten. Hier existiert im Fall AEG eine verblüffende Relation: Die Höhe der AEG-Zinsleistungen, die das mit fünf Milliarden Mark hochverschuldete Unternehmen in den vergangenen drei Jahren an die Banken zahlen mußte, ist fast genauso hoch wie die Verluste in demselben Zeitraum - 1,8 Milliarden Mark. Der Konkurrent Siemens weist dagegen einen Zinsgewinn aus, profitiert sogar über die Siemensbank von den hohen Zinsen. Die bundesrepublikanischen Großbanken, die seit 1979 mehr als 50 Prozent des AEG-Aktienkapitals kontrollieren, ließen sich also von der Belegschaft Jahr für Jahr statt einer Dividende fette Zinszahlungen zwischen 500 bis 700 Millionen Mark erwirtschaften.

Die Sanierungsmodelle, die bei AEG immer wieder zur Diskussion stehen, setzen den Ausverkauf des Konzerns weiter fort. Die gewinnbringenden Bereiche der Investitionsgüter werden ausgegliedert, AEG soll auf den maroden Bereichen Haushaltstechnik und Unterhaltungselektronik sitzenbleiben. Was dabei herauskommt, zeigt die Sanierungsaktion von 1979/80: AEG verlor wichtige Firmen im investiven Bereich, die das Unternehmen zuvor mit hohen Kosten saniert hatte (wie Hartmann & Braun), und solche, die profitabel arbeiten und staatlich abgesicherte Aufträge haben (wie Telefonbau + Normalzeit). Eine große Zahl früherer AEG-Betriebe und Konzernteile stehen nicht mehr unter Kontrolle des Konzerns (siehe nebenstehende Grafik). Dort entstehende Gewinne können deshalb nicht »konsolidiert«, nicht in die AEG-Gesamtbilanz zum Ausgleich der Verluste in anderen Sparten eingebracht werden. Dieselben Großindustriellen und Bankiers, die der AEG heute ein »fehlendes unternehmerisches Gesamtkonzept« vorwerfen, haben nicht nur die falsche Sanierungspolitik gebilligt oder gar lobhudelnd unterstützt - sie profitierten sogar davon. Denn sie selbst waren die Aufkäufer oder Einkäufer: Bosch, Mannesmann, Thyssen, Siemens, Dresdner Bank, Deutsche Bank, Westdeutsche Landesbank oder Allianz.

Dürrs »Konzept 83« geht auch auf diesem Weg. Eine »Technik AG« soll ausgegliedert und einem Konkurrenten (General Electric Company; Mannesmann/Bosch oder United Technologies/Mostek) zum Kauf angeboten werden. Mit dem Judasgeld des Ausverkaufs des letzten gewinnbringenden Bereichs soll dann im verbliebenen Konsumgütersektor weiter »saniert« werden. Noch wehrt sich der Betriebsrat gegen eine solche Lösung und ruft nach einer Beteiligung der Bundesregierung.

Dabei wurde die »Stützungsaktion« der Privatwirtschaft für AEG noch vor zwei Jahren als ein nachahmenswertes »Modell Deutschland« gefeiert, das sich angenehm vom US-Modell Chrysler abhob, wo der Staat eine Milliarde Dollar zuschießen mußte. Die Stützungsaktion, die nur ein Ausverkauf war, ist gescheitert. Die Bundesregierung, die es abgelehnt hat, in den Konzern einzusteigen (Helmut Schmidt: »Der Staat ist kein Trödelladen«), hat eine Exportbürgschaft über 600 Millionen Mark gewährt, einige Großbanken wollen der AEG noch einmal mit einem 275-Millionen-Kredit unter die Arme greifen. Immerhin, damit sind wenigstens die Lohnzahlungen der kommenden Monate gesichert. Es bleibt aber dabei: Es geht um mehr als die Rettung einer Firma. Es geht um den drohenden Bankrott eines traditionsreichen Unternehmens, von dem allein in der Bundesrepublik rund 300.000 Arbeitsplätze abhängen. Es geht um die - längst eingeleitete - Verschleuderung riesiger gesellschaftlicher Werte, von hochmodernen Anlagen, Patenten und hochqualifiziertem Personal an die gierige Konkurrenz, die eine AEG-Pleite dazu nutzen wird, um im eigenen Haus Arbeitsplätze wegzurationalisieren.

Der Ruf nach dem Ende mit Schrecken wird lauter. Ein Spitzenbanker fragte Ende November 1981 im »Handelsblatt«, o es nicht besser sei, einem Konkurs offen ins Auge zu sehen als das Unternehmen weiter dahinsiechen zu lassen«. Handelsblatt-Leitartikler Hans Mundorf stimmt im Juni 1982 den marktwirtschaftlichen Grabgesang an: »Der Staat kann einem Großunternehmen (AEG) nicht helfen, ohne die liberale Wirtschaftsordnung zu verletzen.«

In keinem Fall ist bisher der vielgescholtene Spruch des Hamburger Ex-Bürgermeisters Hans-Ulrich Klose (SPD) über den »Staat als Reparaturbetrieb des Kapitalismus« (KONKRET 12/78) so wahr geworden wie im Fall AEG. Zu einem Zeitpunkt, wo das Unternehmen ausgequetscht ist wie eine Zitrone, soll die Regierung ran. Nicht aus Menschlichkeit oder gar aus Sorge um die Existenz der Arbeitnehmer, sondern aus Angst vor einer Kettenreaktion. Die Commerz- und die Dresdner Bank haben schon an ihren Polen-Darlehen genug zu verdauen, sie können sich zur Zeit keine Abschreibung ihrer AEG-Kredite erlauben. Ein weiterer Tiefschlag im Pleiten-Tango ist der von US-Präsident Reagan verhängte Boykott von US-Lizenzen für das Erdgasröhrengeschäft mit der UdSSR. Der 1,2-Milliarden-Auftrag von AEG-Kanis ist dadurch direkt gefährdet.

Eine Gegenstrategie zur Ausverkaufspolitik der Kapitalseite müßte dort ansetzen, wo die IG Metall vorsichtig hintippt: Keine Subventionen mehr an sanierungswütige Privatkonzerne zu geben, sondern den AEG-Konzern einschließlich seiner gewinnbringenden Bereiche zu verstaatlichen. Das ist verfassungsrechtlich möglich, das ist von der volkswirtschaftlichen Kalkulation her seriös. Nachdem ein Arbeitsloser die Gesellschaft pro Jahr rund 30.000 Mark kostet - und in den nächsten Jahren würden von AEG mindestens 30.000 Leute entlassen -, kämen jährliche Kosten von 900 Millionen Mark auf den Staat zu. Das ist mehr als das, was der Aufkäufer in spe als einmalige Leistung für die Übernahme einer profitablen AEG-Technik zu zahlen hätte. Zu den Entlassungen kommt es unter einer weiterhin privatwirtschaftlichen Regie der AEG in jedem Fall, die Kosten würden jedoch den Steuerzahlern aufgebürdet werden.

Eine Gegenstrategie müßte eine Beschäftigungsgarantie enthalten und mit einem Modell verbunden werden, so daß die Belegschaft selbst die Inhalte der Produktion nach den jeweiligen gesellschaftlichen Bedürfnissen festlegen kann, Ein solcher Plan müßte die Information und Mobilisierung der gesamten AEG-Belegschaft erreichen. Natürlich sprengt diese Konzeption die engen Schranken kapitalistischer Logik und erst recht widerspricht sie der Illusion von den Segnungen der Marktwirtschaft. Es ist jedoch die einzige, im Interesse der Belegschaft wirksame und für eine gesellschaftliche Gesamtkostenrechnung überzeugende Lösung.

Der Kampf der Beschäftigten bei Videocolor in Ulm (einer früheren AEG-Tochter) ist dafür lehrreich. Der französische Multi Thomsen-Brandt (Saba- und Nordmende-Aufkäufer) hatte dort eine Mehrheitsbeteiligung erworben. Videocolor wurde mit modernster Technik ausgerüstet, einige hundert Arbeitsplätze wurden mit dem Argument abgebaut, daß damit die verbliebenen gesichert seien. Doch im Dezember 1981 wurde plötzlich ein Vergleich beantragt, das Werk im Frühjahr 1982 geschlossen, die neuen Anlagen in andere Thomsen-Brandt-Betriebe transportiert. Die Videocolor-Arbeiterinnen und Arbeiter hatten daraufhin ihren Betrieb besetzt. Sie erzielten eine breite Öffentlichkeit, eine ungewöhnliche Solidarität und entwickelten ein Modell, Videocolor in Eigenverantwortung weiterzuführen. Der Kampf endete mit einem Teilsieg: Die Entlassungen wurden wieder zurückgenommen, die Streiktage bezahlt und der Sozialplan aufgestockt. »Wir wollen die Erfahrungen, die wir in unserem Kampf gemacht haben, allen weitervermitteln, die vor ähnlichen Problemen stehen, wie wir sie hatten. Wir Arbeiter brauchen ja negative Erfahrungen nicht zweimal zu machen.«

Nachfragen bei: Udo Tischer, IGM-Ortsverwaltung, Weinhof 23, 7900 Ulm

_

Konkret 08/82, S. 44

Wolfgang Spindler

Konkret-Extra
Im Bermudadreieck der Kaffeesatz-Religionen – Die okkulte Welle

Elisabeth Teissier, Chopper und Nostradamus: Die okkulte Welle schwappt mal wieder über - wie immer, wenn es wirtschaftlich und politisch abwärts geht. Neu aber ist, daß sich jetzt auch mehr und mehr kritische Köpfe auf den Psi-Trip einlassen. Mit dem Ethnologie-Boom an den Unis ist es bei Grünen, Aussteigern und Studenten geradezu schick geworden, das Heil im Irrationalen zu suchen. Sie lesen im Kaffee-Satz und legen sich die Tarot-Karten, befragen im Münzwurf das I-ching und testen mit Computern paranormale Phänomene. Und oft genug ist der Spuk »wahrer«, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Ein Streifzug durch die neue okkulte Szene

Von Wolfgang Spindler und Franklin Hollander (Fotos)

Progressiver Alltag

Freitagabend in irgendeiner Kneipe irgendeines Studentenviertels. Von der Cassette läuft neuere deutsche Popmusik, und ebenso ununterbrochen läuft der Zapfhahn. Der Laden ist rammelvoll im Sinn des Wortes: Fast jeder sucht was. Am Tresen und am Kneipentisch gehen die isolierten Uni-Atome ständig neue Verbindungen ein. Hinten in der Ecke zum Beispiel: Die beiden haben sich erst durch die lärmende Kneipenmenge hindurch beäugt und sind dann unter irgendeinem frivolen Vorwand ins Gespräch gekommen. Da stehen sie nun unter dem Poster, das die Fahrrad-Demo für den nächsten Dienstag ankündigt. Offensichtlich mögen sie sich, auch wenn sie noch etwas verlegen am Bierkrug herumfummeln. Schließlich ein erstes Lächeln: Sie sind vom unverbindlichen Allgemeinen zum besonderen Persönlichen gekommen.

Es geht noch eine Weile hin und her. Er schwärmt vom bevorstehenden Urlaub auf Korsika, sie plaudert gedankenvoll über den vagen Plan, überhaupt aus der Bundesrepublik abzubauen. Er kann diesen Wunsch gut verstehen, obwohl er es schon wichtig fände, hierzubleiben. Doch bevor die spontane Vertrautheit durch Meinungsverschiedenheiten möglicherweise ins Wanken gerät, holt er Nachschub vom Tresen. »Man soll das mit der Angst auch nicht übertreiben«, meint er, wieder heiter, und gibt ihr das Glas. Ihre Miene hellt sich auf. »Was für ein Sternzeichen bist du eigentlich?«, fragt sie. Er: »Fisch. Wieso?« - »Ach, nur so«, sagt sie, und ihr innerer Detektiv schlägt in den Heyne-Tierkreis-Büchern unter »Skorpion und Fische« nach.

Die Nacht ist genehmigt. Einen Löwen hätte sie abblitzen lassen.

Physiker unter sich

Die Quantenphysiker Werner Heisenberg und Nils Bohr unterhalten sich über das Verhältnis von Naturwissenschaft und Religion. Bohr schließt das Gespräch mit einer Anekdote ab:

In der Nähe unseres Ferienhauses in Tisvilde wohnt ein Mann, der hat über der Eingangstür seines Hauses ein Hufeisen angebracht, das nach einem alten Volksglauben Glück bringen soll. Als ein Bekannter ihn fragte: »Aber bist du denn so abergläubisch? Glaubst du wirklich, daß das Hufeisen dir Glück bringt?« antwortete er.- »Natürlich nicht,- aber man sagt doch, daß es auch dann hilft, wenn man nicht dran glaubt.«

Der Rahmen

Ich habe wenig Glück mit Pflanzen. Selbst Kakteen sind mir trotz geregelter Pflege schon oft eingegangen. »Es genügt nicht, sie zu gießen«, belehrte mich schließlich ein Freund, »du mußt mit ihnen sprechen.« Das war vor etwa zwei Jahren, und damals habe ich diese Empfehlung noch für einen Scherz gehalten. Sie erinnerte mich an jenen abergläubischen Klatsch, den man gelegentlich in Kaffeehäusern belauschen kann, die vorwiegend von Alten besucht werden.

Inzwischen weiß ich, daß dieser Freund damals schon einschlägige Literatur gelesen hatte. Daß man nämlich Wachstum und Wohlbefinden von Pflanzen durch Zuneigung, Sympathie oder Beten beeinflussen könne, ist die These eines ehemaligen Verhörspezialisten der CIA, die schon für manches halbwissenschaftliche Sachbuch herhalten mußte. Die Pflanze als Lügendetektor: Wer ernsthaft vorhabe, sie zu verletzen, jage ihr schon durch den bloßen Gedanken einen Schrecken ein, elektrisch meßbar. Wer sie gedanklich hätschele, fördere ihr Wachstum.

Das mag stimmen, oder auch nicht. Ich habe jedenfalls meine letzte überlebende Pflanze kürzlich neben mein Bett gestellt, da ich sehr gerne lange schlafe. Sollte es diese wunderbaren Psi-Kanäle, die die Wissenschaft heute noch nicht erklären

kann, wirklich geben, dann müßte sie - so stelle ich mir das jedenfalls vor - von meinem Wohlbefinden profitieren. Ich sage ihr also seither allabendlich Gute Nacht und versuche, ruhig zu schlafen. Meine Bettlektüre allerdings vermiest mir dieses Vergnügen in letzter Zeit ein bißchen. Meine Pflanze hat auch schon braune Blattspitzen. Ich solle mich »für das Erwachen« entscheiden, empfehlen mir meine Gute-Nacht-Autoren, ich sei »ein Same, ein Versprechen«, »Erleuchtung« wird mir angepriesen, und alles komme irgendwie vom »Kosmos«.

Vielleicht sollte ich zuvor der Fairneß halber meine Allergien benennen. Gegen das Wort »Erwachen« habe ich nicht nur etwas, weil ich gern lange schlafe: Auch meine komplette Verwandtschaft benutzt es ständig, die ist nämlich bei den Zeugen Jehovas. Und das Wort »Kosmos« ist mir wahrscheinlich durch eine Elektro-Bastelkiste suspekt, mit der ich als kleiner Junge die Wunder der Technik erforscht habe.

Aber diese Wörter haben inzwischen Konjunktur, und diejenigen, die bei dieser Konjunktur in ihre Tasche wirtschaften, haben einen so erhabenen Anspruch, daß man stilistische Bedenken mal einen Moment lang beiseite lassen sollte. Sie wollen nämlich allen Westlern die Mystik, den Spiritismus und den Okkultismus nahebringen, manchmal sogar die Magie, und wähnen sich durch neuere wissenschaftliche Erkenntnisse mehr und mehr bestätigt. Solche Ideen erfreuen sich immer größerer Beliebtheit, gerade bei den gebildeten Schichten.

Fast alle meine Freunde entpuppen sich als insgeheim neo-religiös. Eine Freundin legt, wie ich herausfand, seit gut einem Jahr die Tarot-Karten. Eine andere berichtet von einem Besuch beim Kaffeesatzleser. Wieder eine andere glaubt heftig an Graphologie. Einer meiner besten Freunde verblüfft mich mit dem Geständnis, daß er seit Jahren das I-ching befragt. Im Bekanntenkreis tauchen schließlich auch Leute auf, die aus der Hand lesen oder das Pendel schwingen. Wieder andere glauben an Wiedergeburt oder an einen Astralkörper. Viele von ihnen halten den Kult-Dichter Carlos Castenada nicht für einen Schwindler. Und manche glauben an alles auf einmal.

Sonderangebot

Eine Kleinanzeige im Düsseldorfer Stadt-Magazin »Überblick«:

»Weißt du, wie du bist, in Charakter, Liebe und Schicksal? Wenn nicht, kannst du von mir erfahren, wenn du 5,- DM in bar sendest und auch noch dein Geburtsdatum schreiben würdest. Arif Gül, Klosestr. 63, 5142 Hückelheim.«

Weise und leise

Ach

Wer von einem Sternenhimmel eine Vorstellung hat

Der

Könnte eigentlich sein Maul halten

Bert Brecht

Die neue Religiosität ist Privatsache. Ihre Gläubigen erscheinen immer auf Samtpfoten. Auch die Dogmatiker sind in öffentlicher Rede eher zurückhaltend, missionarisch werden sie - wenn überhaupt - nur im Zweiergespräch. Als Faustregel kann gelten: Je mehr und je lauter einer über Kosmos und Mystisches redet, desto wahrscheinlicher ist es, das er okkultes Jägerlatein zum besten gibt. Wirklich Überzeugte behandeln ihre mystischen Einsichten eher wie ein Mantra. Vielleicht sind sie gebrannte Kinder: Wie leicht erntet man doch Spott und Hohn.

Ihr Vorgehen ist induktiv, sie schließen vom Einzelfall aufs Allgemeine, und ihre Evidenz ist die der persönlichen Erfahrung. Zwar gibt es auch einige wenige Wissenschaftler, die - wie zum Beispiel der Physiker Fritjof Capra - aus den Luftschlössern der Elementarteilchen-Physik auf den Boden der okkulten Tatsachen fallen, aber das ist die Ausnahme. Theoretische Diskussionen finden kaum statt, allenfalls in Büchern.

Die neuen Glaubensformen haben vieles gemeinsam. Erstens halten sie sich - sofern man nicht auf dogmatische Lehrmeinungen trifft - für nur »tendenziell« richtig. Es gibt in ihrem Weltbild bisher kaum objektivierbare Wahrheiten. Das macht die Diskussion schwierig.

Zweitens bilden sie selbst innerhalb einzelner Gebiete ein kaum zu lichtendes Dickicht verschiedener Lehrmeinungen. Es gibt Dutzende von Büchern über die Interpretation von Tarot-karten, unzählige Kommentare zu I-ching und allein vier große astrologische »Schulen«.

Drittens gilt als Voraussetzung für die Beschäftigung stets eine Bereitschaft zum Glauben. Wer skeptisch bleibt, so der allgemeine Lehrsatz, dem werden sich die Karten, die Sterne, die Münzen auf magische Art entziehen; sie werden ihm nichts sagen, rätselhaft bleiben, Unsinn sprechen.

Viertens zeichnen sich vor allem I-ching- und Tarot-Gläubige durch einen zunächst abstrus erscheinenden Fetischismus aus. Echte Tarot-Spieler geben ihre Karten nie aus den Händen und tragen sie möglichst Tag und Nacht am Körper, und waschechte I-ching-Fans benutzen stets dieselben Münzen, die sie bewachen wie Glückspfennige.

Fünftens sind die neuen Glaubensformen durchweg pantheistisch. Gott ist keine Person, sondern das Prinzipien-Bündel, das die Welt bzw. den Kosmos beherrscht.

Und sechstens: Die gebildeten Anhänger dieser Religionen zitieren gerne die gegenkulturelle Tradition ihrer Steckenpferdchen. Sowohl Astrologie als auch Tarot wurden lange Zeit von der Kirche als Ketzerei unterdrückt. Die traditionelle Nähe zur Magie brachte dem Okkultismus noch die Feindschaft der Naturwissenschaften, deren Bruderschaft Okkultisten heute allerdings suchen. Der Weg zum Glauben führt jedoch über den Aberglauben.

Astro-Psychologie

Peter Niehenke ist so einer, der mit einer »Validitätsüberprüfung grundlegender astrologischer Konzepte« den Doktorhut erwerben möchte. Der 32jährige Diplom-Psychologe hat knapp 20.000 Mark in die Verbreitung von 12.000 Fragebögen investiert. 3.500 wurden ihm zurückgeschickt und bilden nun die Grundlage seiner Arbeit.

Niehenke wirkt nicht wie ein Scharlatan. Daß der ehemals bärbeißige Rationalist ein Mathematik- und ein Physikstudium fast und ein Psychologie-Studium mit Diplom abgeschlossen hat, sagt noch nicht viel über das Maß an Lauterkeit, mit der er sein Fach pflegt. Daß er jedoch von Astrologen fordert, sie sollten »selbst eine Therapie machen, damit sie wissen, was sie tun«, ist für so einen exponierten Vertreter der Sterndeuter-Kunst ungewöhnlich: Niehenke ist Vorsitzender des »Deutschen Astrologen-Verbandes«.

Er paßt also nicht in das Bild, das man sich von Astrologen macht. Mit jenen schrulligen Schlawinern, die sich »unter Rückgriff auf bewährte Hausrezepte« den Zugriff zum Portemonnaie problemgeplagter Zeitgenossen sichern. will er nichts zu tun haben Prognosen über Glück und Unglück, über Geldsegen und Problemregen hält er weitgehend für Quatsch. Mit dem Horoskop, meint er, sei er in der Lage, den »Grundcharakter« eines Menschen zu diagnostizieren. Ferner könne man am Firmament auch sehen, unter welchen Einflüssen der Mensch in bestimmten Zeiten stehe. Aber im wesentlichen habe der Mensch sein Schicksal doch selbst in der Hand, und der Astrologe sei kein Orakelsprecher, sondern »ein Lebensberater wie der Psychologe, der Arzt oder der Pfarrer«. Niehenke kann denn auch »astrologische Arbeit und psychotherapeutische Arbeit nicht trennen«.

Freilich gibt es unter Astrologen Streitigkeiten. (In welcher Wissenschaft gibt es die nicht?) Eine der Schulen geht vom Fatalismus aus, vom alles bestimmenden Schicksal, eine andere beschwört die Existenz bislang unbekannter Planeten in unserem Sonnensystem. Ältere Astrologen wollen meist orakeln, jüngere eher beraten. Niehenke hält sich aus solchen Streitigkeiten weitgehend heraus. Als Vorsitzender des Verbandes versucht er vielmehr, zwischen den einzelnen Schulmeinungen zu vermitteln, denn daß der eine Astrologe den anderen einen Scharlatan schimpft, hat dem Berufsstand schon viel geschadet.

Niehenke bezieht sich in seiner Arbeit auf die »mittelalterliche Planetentypologie«, deren statistische Überprüfung auch Gegenstand seiner Doktorarbeit ist. Warum diese Planetenlehre so treffsicher den Charakter beschreibt, weiß er nicht. »Ich kann nur immer wieder feststellen, daß sie in einem verblüffenden Maß zutreffend ist. Natürlich gibt es auch Theorien, den Einfluß der Planeten zu erklären. Zum Beispiel wissen wir heute, daß Sonne und Mond Auswirkungen auf das erdmagnetische Feld haben, die von Lebewesen registriert werden. Aber von dieser Kenntnis bis zu einer schlüssigen Erklärung dieser kosmischen Einflüsse auf den Charakter des Menschen ist es noch ein weiter Weg.«

Niehenke hält die Astrologie somit auch nicht für eine Wissenschaft im hergebrachten Sinn, sondern für eine »Wissensform«. Ihre Gültigkeit wurde schon oft statistisch untersucht, mit unterschiedlichem Ausgang. Manche Erbebungen wiesen methodische Fehler auf, andere sind bis heute unwidersprochen.

Niehenke legt Paul Feyerabends Buch »Science in a Free Society« vor mich auf den Tisch und weist auf den Umschlag: Statt einer Autorenvita hat der linke amerikanische Philosoph Feyerabend zur Information des Lesers sein Horoskop drucken lassen, in alter englischer Manier gezeichnet.

»Die Astrologie«, meint auch der Freiburger Psi-Forscher Hans Bender, »steht vor den Toren der Universität«.

Neues zum Mondscheintarif

Telefon 0611/44 44 10: »Guten Tag, lieber Anrufer, hier ist der automatische Telefonanrufbeantworter Frankfurt vierundvierzig-vierundvierzig-zehn, Marcus Futurus. Rufen Sie bitte auch meine weitere Rufnummer an, diese ist nicht so überlastet; sie lautet: vierundvierzig-vierundvierzig-einundvierzig. Es folgen die astrologischen Tagesnachrichten für Donnerstag. Marcus Futurus beginnt heute mit dem Tierkreiszeichen Löwe, und dort heißt es für Sie: Sie sind das heutige

Glückskind unter den Tierkreiszeichen. Jungfrau: Überspannen Sie den Bogen nicht, sonst wird er brechen. Waage: In Liebe, Sex und Erotik werden Sie viel Neues erfahren. Skorpion: Man applaudiert Ihnen, Sie sehen aus wie ein knackiger gesunder Apfel mit zwei roten Wangen, der in der Sonne liegt. Schütze: Wundern Sie sich nicht, staunen Sie nur, das reicht völlig aus. Steinbock: Heute haben Sie ViVo auf ihrer Seite, das heißt viele Vorteile. Wassermann: Der Zufall macht Sie heute glücklich, Sie erleben eine Spontanliebe - man kann das auch anders bezeichnen, was ich allerdings nicht tun möchte. Fische: Alles, was Sie beginnen, endet erfolgreich. Widder: Es ändert sich wenig bis gar nichts, konzentrieren Sie sich auf morgen. Stier: Hüten Sie Ihre Gedanken, sonst graben Sie sich selbst eine Grube. Zwillinge: Versuchen Sie, Ihren Partner zu verstehen, er erwartet es von Ihnen. Krebs: Heute ruft Ihnen jemand zu: 'Kuckuck, wo bin ich?'; dreimal dürfen Sie raten; er ist schon im Bett, hat sich aber gut getarnt, um Sie zu überraschen. Und den Löwen hatten wir schon. Das wär's wieder einmal für heute, vielen Dank für Ihren Anruf, Ende der Durchsage, das Gerät schaltet nun ab, bitte legen Sie auf. Tok-tok-tok ... «

Marcus Futurus, laut Branchenfernsprechbuch »Internationaler Berufsastrologe«, betreibt diesen astrologischen Tagesnachrichten-Service seit fünf Jahren. Täglich gehen 600 Anrufe bei ihm ein. In Branchenkreisen gilt dieser Jux als Scharlatanerie.

Münzwurf

Bob Dylan liebt es bekanntermaßen kryptisch. Einem Freund empfahl er im Jahre 1964: »Du mußt das I-ching lesen. Ich will nicht drüber reden, aber ich sage dir, es ist das einzige Ding, das phantastisch wahr ist. Du liest es, und du weißt, daß es wahr ist. Es ist wirklich etwas, woran man glauben kann.«

Dylan befindet sich mit seiner Vorliebe für das I-ching in guter Gesellschaft. Der große Schweizer Psychologe C.G. Jung hat an seine Kraft geglaubt, Hermann Hesse schrieb einen Roman darüber (»Das Glasperlenspiel«), und Brechts berühmte Parabel-Sammlung »Me Ti« orientiert sich an dem altchinesischen Orakelbuch.

Das I-ching (übersetzt: Buch der Wandlungen) wurde vor etwa 4500 Jahren von dem chinesischen Herrscher Fu Shi entwickelt. Seine Bibliografie umfaßt heute 1500 Kommentare. Es hat Konfuzius ebenso beeinflußt wie Mao Tse-tung, der zu seinem Studium aufrief. Leibniz hat auf seiner Basis das binäre Zahlensystem entwickelt. Bis heute knacken Biochemiker, Physiker und Mathematiker an dem Weisheitsbuch aus der Zeit des Jagens und Fischens: Seine 64 Zeichen (Gebilde aus sechs Linien mit jeweils weiblichen und männlichen Charakteren) ergeben, übersetzt ins binäre Zahlensystem der Kybernetik, ein exaktes Spiegelbild des genetischen Codes der DNS, dieser Kette von Aminosäuren, die unsere Erbinformationen enthält.

Das I-ching beschreibt in der bildhaften Sprache der altchinesischen Natur- und Gesellschaftsanschauung 64 mögliche Stadien der Entwicklung, sprich Wandlung. In seiner Rohform ist es für einen Westler kaum zu verstehen. Drachen, kahle Bäume, große Wasser, Füchse, Habichte, gelbe Kuhhäute ergeben, wenn man sie nicht von einem Sinologen erklärt bekommt, keinen Sinn. Drachen bedeuten in der chinesischen Mythologie etwas anderes als im europäischen Märchen, man sollte sich also hüten, das Buch in unserem Sinne wörtlich zu nehmen.

Vom I-ching gibt es mehrere deutsche Ausgaben, doch nur eine, die wirklich empfehlenswert ist. Sie wurde 1923 von dem Sinologen Richard Wilhelm übersetzt. Vom Köln-Düsseldorfer Diederichs-Verlag 1973 als Paperback neu herausgebracht, erscheint inzwischen die siebente Auflage: 64.000 Exemplare wurden verkauft: Das Buch stellt auch in der von Richard Wilhelm kommentierten Form einige Anforderungen an den Leser. Seine Benutzung jedoch ist relativ einfach (und, im übrigen, der beste Zugang zu seinem Verständnis). Man braucht dazu nur drei Münzen.

Diese drei Münzen sollten möglichst »persönliche« Münzen sein, denn den Ehrenrettern des Fetischismus zufolge haben solche die »Schwingungen« ihres Besitzers in sich aufgenommen.

Man konzentriert sich auf eine wichtige Frage und wirft die Münzen sechs Mal. Jeder Wurf ergibt eine Linie: dreimal Zahl eine durchgehende Linie mit dem männlichen Wert 9, dreimal Kopf eine unterbrochene Linie mit dem weiblichen Wert 6, zweimal Kopf und einmal Zahl eine durchgehende Linie mit dem Wert 7, und einmal Kopf und zweimal Zahl mit dem Wert 8.

Die sechs Linien werden in der Reihenfolge des Werfens von unten nach oben aufgezeichnet und am Rand mit ihren Werten beziffert. Sodann sucht man in der Matrix am Ende des Buches, welches der 64 möglichen Zeichen man geworfen hat. Ich habe mir jetzt, 2 Uhr nachts, die Frage gestellt, ob ich zu Bett gehen oder weiter schreiben soll. Meine Würfe ergaben das Zeichen 60, »Dsie. Die Beschränkung«. Das »Urteil« lautet: »Beschränkung. Gelingen. Bittere Beschränkung darf man nicht beharrlich üben.« Das »Bild« dazu: »Oberhalb des Sees ist Wasser: das Bild der Einschränkung. So schafft der Edle Zahl und Maß und untersucht, was lugend und rechter Wandel ist. « Kun Futse kommentiert das Bild: »Um stark zu werden, bedarf es der freien Schrankensetzung der Pflicht. Nur indem der einzelne sich mit diesen Schranken umgibt, und frei für sich das Gebot der Pflicht setzt, gewinnt er die Bedeutung als freier Gast.«

Ich habe die Münzen jetzt nur aus Gag geworfen. ich bin nicht wirklich müde, nur momentan etwas faul. Mir war schon vorher klar, daß ich »freier Gast« an meinem Schreibtisch bleiben werde. Das I-ching warnt mich mit der oberen Linie, die den Wert 6 ergab, noch vor allzu großer Disziplin und Verbissenheit, da die meiner Gesundheit schaden und kaum zu fruchtbaren Ergebnissen führen würden.

Ich habe in den letzten Tagen einige Dutzendmal das I-ching befragt und war verblüfft: Jedesmal waren seine »Antworten« sinnvoll. Nach einigen solcher Treffer wurde ich skeptisch: Vielleicht besteht das gesamte Buch aus Binsenwahrheiten, die nahezu auf jede Situation anwendbar sind? Ich entschloß mich zum Klein-Fritzchen-Test: Ich stellte Fragen und schlug das Buch mit geschlossenen Augen an beliebiger Stelle auf. Jedesmal ergab das: kompletten Unsinn. Die sechs Linien hatten nicht im Entferntesten mit meinen Fragestellungen zu tun. Gegenprobe: Ich blieb bei meiner Frage und warf ordnungsgemäß meine Münzen. Verrücktes Ergebnis: Das I-ching war jedesmal ein beredter und ernst zu nehmender Dialogpartner.

Erklärungen habe ich dafür nicht. Ich halte mich für wirklich immun gegen Ost-Importe aller Art. Yoga und Yogis sind mir suspekt, der Buddhismus ist mir genauso egal wie der Katholizismus, und alle Arten von »Erleuchtungen« - kommen sie nun aus Poona oder aus dem Schulungszentrum der Transzendentalen Meditation an der nächsten Straßenecke --- amüsieren mich immer wieder. Doch ich muß schamvoll zugestehen, daß dieses verhexte 4500 Jahre alte chinesische Buch andauernd recht hat.

Dabei ist es eigentlich ein Schlag ins Gesicht eines jeden aufgeklärten politisch links denkenden Westlers. Die Gesellschaftstheorie des I-ching entspringt direkt dem Frühfeudalismus. Geschichte erscheint im I-ching nicht als zielgerichteter Fortschritt, sondern als ständiger »Wandel«. Alle Zeichen sind bestimmten Jahreszeiten zugeordnet, und die einzelnen Linien haben männlichen und weiblichen Charakter. Dem I-ching zufolge haben diese natürlichen Kräfte nicht nur Auswirkungen auf Individuum und Gesellschaft, sondern sie haben sogar genaue Entsprechungen in ihnen. Das I-ching enthält somit eine sehr frühe Form bewußten ökologischen Denkens.

Das I-ching ist bei allem kein Orakel im üblichen Sinn. Es spricht zwar gelegentlich Empfehlungen aus (»Nicht fördernd ist es, Räuber abzuwehren«), aber es enthält keine Hellseherei. Seine Stärke liegt in der Analyse von Situationen und Konsequenzen bestimmten Handelns. Es formuliert Erfahrungswerte bzw. es systematisiert sie hin zu einem komplizierten Rezept des »Gelingens«. Im Grunde berät das Buch einen »Edlen« auf seinem Weg durchs Leben. Im Unterschied zu modernen Beratern á la »Erfolgreiche Menschenführung« züchtet es jedoch nirgends individualistische Arroganz; es empfiehlt immer einen moralischen Pragmatismus; es ist kontrapunktisch; es setzt Geduld voraus. Und ein Ziel.

Der Buchhandel als Bermuda-Dreieck

Die Ladentür geht auf. Nach einer kurzen Runde um den Büchertisch voller okkulter Neuerscheinungen stapft die Kundin - etwa 30, zugeschnürt bis obenhin - zu dem Typen an der Kasse. Der ist der weinroten Kleidung nach ein heimgekehrter Bhagwan-Jünger. »Ich wollte mal fragen, wann wieder ein Astrologie-Kurs beginnt«, sagt sie. Er: » Du, erst mal nicht so schnell - mir wird das alles ein bißchen zuviel im Moment.« Sie: »Och, schade.« Enttäuscht macht die Kundin eine zweite Runde um den Neuerscheinungstisch und kauft ein Buch mit dem Titel »Ich ging den Weg des Derwisch«. - »Ich häng's aus, wenn ich wieder einen Kursus mache«, sagt er beim Kassieren. (Kundin geht ab, das Telefon klingelt.)

Der Laden im Hamburger Intellektuellen-Viertel Eppendorf: klein, Fichten-Regale, olivgrüne Wände, Teppich. Es herrscht Ruhe. Selbst wenn Kundschaft da ist, wird es kaum lauter.

Schon wieder geht die Tür auf. Unserer etwa 30jährigen folgt eine Gleichaltrige: »Wann beginnt der neue Astrologie-Kursus?« Langsam werde ich stutzig. Innerhalb von kaum fünf Minuten schleicht nun schon zum zweiten Mal jemand herein, der nach Sozialarbeiter oder GEW-Mitglied aussieht, und fragt nach einem Sterngucker-Kursus.

Die Etiketten auf den Bücherborden: »Astrologie« (drei Regale á 80 cm), »Tarot« (zwei Regale), »Schwarze/weiße Magie« (ein Regal), »Makrobiotik« (ein Regal), »Poona« (zwei Regale), »Transzendentale Meditation« (zwei Regale), »Psi« (zwei Regale).

Werner Höschler, der diese esoterische Spezialbuchhandlung betreibt, ist persönlich engagiert. Vor gut fünf Jahren las er, damals war er Werkzeugmacher, ein Buch über das Leben nach dem Tod. Eh schon frustriert, schmiß er seinen Job hin und startete mit einem kleinen Sortiment diese Buchhandlung für spekulative Wahrheiten.

Das Sortiment wuchs durch Tips seiner Stammkunden, deren Zahl er heute auf etwa 300 schätzt. Seit einem Jahr kann er von dem Laden leben, braucht keinen Nebenjob mehr.

Seine Kunden sind bis 30 und über 50 Jahre alt. »Die mittleren Jahrgänge fehlen«, stellt Werner fest, »die arbeitende Bevölkerung«. Ein Phänomen, das fast alle registrieren, die sich professionell mit dem Okkulten befassen. In Werners Bücher-Insel stöbern gelegentlich 17jährige in Poona-Kleidung, und auch senile Abergläubige schauen manchmal rein. Alles in allem sind die Dämonen jedoch die Domäne der Nach-Apo-Generation.

Im Jahr 1980 machte Werner seinen Hauptumsatz, »fast 50 Prozent«, noch mit Bhagwan-Literatur, aber die sei »heute out«, meint er. Zur Zeit verzeichnet er einen kleinen Boom bei Büchern über Reinkarnation (Wiedergeburt). Auch das Buch über die Findhorn-Kommune erfreut sich immer größerer Beliebtheit - die Geschichte eines unfruchtbaren Stückchen Landes in Großbritannien, das wie durch ein Wunder zum paradiesischen Garten geworden ist. Astrologie, Tarot, Schamanismus und kosmische Theorien sind Dauerbrenner.

In den Regalen finden sich zudem die Klassiker der psychologischen Literatur. »Aber Sigmund Freud werde ich nicht mal fürs Stück 'ne Mark los«, sagt Werner. Er bestimmt sein Sortiment »mehr nach Gefühl«, und da hat er zum Beispiel festgestellt, daß »die Autoren besser gehen, die keinen Doktor-Titel haben«.

Werner ist ein Pionier. Buchhandlungen wie seine sind in der Bundesrepublik noch selten. Als er vor fünf Jahren damit begann, hatte die von Professor Bender diagnostizierte »okkulte Welle« noch längst nicht die Gestade der Subkultur erreicht.

Als die erfolgreichste esoterische Buchhandlung in Deutschland gilt der Akasha-Laden in München, der seit kurzem von Friedrich Schüler geführt wird. Sein Vorgänger hatte Akasha Mitte der siebziger Jahre nach dem Vorbild der gutgehenden linken Buchläden aufgebaut: Nicht nur Bücher, sondern auch Informationen sollten dort erhältlich sein - Flugblätter, Einladungen zu Arbeitskreisen, Hinweise auf Veranstaltungen. Die Buchhandlung wurde ein Zentrum. Friedrich Schüler sitzt somit auf einem Nachlaß von 10.000 Adressen, und damit läßt sich arbeiten.

Während Werner in Hamburg nur gelegentlich Astrologie-Kurse abhält, bietet Akasha regelmäßig Veranstaltungs-Serien an. Im zweiten Quartal 1982 waren es allein 13 Wochenend-Seminare und Vorträge zu Themen wie: »Einführung in das Kartenlegen« (Preis 100 Mark), »Einführung in die Astro-Graphologie« (Preis 150 Mark), »Gesicht und Charakter - Grundlagen einer mimischen Diagnose« (Vortrag), »Gedächtnis- und Konzentrationstraining auf der Basis esoterischer Einweihungswege«. Hinzu kommen Vernissagen, denn Akasha ist gleichzeitig eine Galerie für »esoterische Malerei«.

»In München ist auf diesem Gebiet mehr los als in anderen Städten«, meint Friedrich Schüler, der nebenbei selbst Mitglied eines Ordens ist. Akasha hat einen mächtigen Konkurrenten am Ort: Hugendubel, eine der größten Buchhandlungen Europas.

Auf der dritten Etage dieses Bücher-Kaufhauses findet sich, umgeben von den Abteilungen Naturwissenschaft und Lexika, die »Spezialbuchhandlung für Esoterik«. Hugendubel ist nebenbei auch als Verleger tätig, gibt einen Titelkatalog »Esoterik« heraus und vertreibt die Bücher auch per Post.

Akasha muß sich auf seinen 100 Quadratmetern gegen den Giganten behaupten. Doch Friedrich Schüler ist optimistisch, denn die okkulte Szene besitzt eine gehörige Portion Mißtrauen gegen wirtschaftliche Größe. Zwar gibt es inzwischen die meiste Fachliteratur im Unterschied zu früher »auch auf dem normalen Bestellweg«, aber eine Atmosphäre, in der sich ungestört stöbern läßt und ein Angebot, zu dem auch Räucherstäbchen, Poster und Schallplatten und ein Schwarzes Brett zählen, ist der Szene offenbar wichtig. »Die Leute bestellen bei mir oft Bücher, die sie bei Hugendubel gesehen haben«, sagt Schüler. Und noch ist sein Sortiment auch etwas umfangreicher, da er von alternativen Absonderlichkeiten bis hin zu Zirkularen von Bruderschaften fast alles führt. »Sie finden bei uns Literatur über folgende Sachgebiete«, wirbt Schüler:

»Ägyptologie, Alchemie, Anthroposophie, Astrologie, Atlantis, Bailey, Buddhismus, Chiromantie, esoterische Romane, Gesundheitslehren, Grals-Mythos, Gurdijef, harmonikale Lehren, Heilpflanzenkunde, Hexentum, Homöophatie, Hypnose, Kabbala, Lebenskunde, Lorber, Magie, Masonica, Meditation, Mystik, Mythologie, Numerologie, Parapsychologie, positives Denken, Prophezeihungen, Radiästhesie, Randgebiete der Psychologie, Sufismus, Swedenborg, Symbolik, Tarot, Theosophie, Tibet, Ufologie, Yoga, Zen.«

Schon richten sich immer mehr Buchhandlungen in Uni-Nähe auf den neuen Trend ein: Wrage in Hamburg widmete kürzlich eine komplette Ausgabe seines Haus-Kataloges dem »Neuen Bewußtsein«, und in München führt neuerdings auch ein Zeitungsgeschäft an der Uni eine Ecke für esoterische Literatur. Der Markt wächst.

Kristallklar

»Esotera« heißt die Zeitschrift, die regelmäßig über »die Wunderwelt an den Grenzen unseres Wissens« berichtet. Sie erscheint monatlich im Freiburger Herrmann Bauer Verlag, hat knapp 20.000 Leser und gilt den Fortgeschrittenen unter ihnen als das einzige Blatt, das passabel über Grenzwissenschaften und die New Age-Bewegung berichtet.

In der April-Ausgabe 1982 brachte »Esotera« eine zehnseitige Vorausschau auf die Großveranstaltung »Schamanismus und Heilen« im österreichischen Ferienort Alpbach. Fünf Schamanen würden dort Ende Mai/Anfang Juni ihre Heilkünste vorführen, hieß es, doch Kranke sollten bitte nicht erscheinen. Die einwöchige Veranstaltung diene allein der Information, und es könnten auch nicht mehr als 350 Anmeldungen angenommen werden. Eintrittspreise für dieses bislang größte Schamanentreffen auf europäischem Boden: 580 Mark, ohne Unterbringung und Verpflegung.

Die Eintrittskarten waren im Nu vergriffen. Eine einfache Rechnung ergibt damit eine Brutto-Einnahme von 203.000 Mark. Nachdem neben Kranken auch Journalisten bei dieser Show nicht erwünscht waren, kann ich nur folgendes berichten: Veranstalter war ein Münchner »Verein für Lebensforschung, Kommunikation und Kultur«, der den Namen »Crystal« trägt und als gemeinnützig anerkannt ist. »Crystal« hat seinen Sitz in der Münchner Agnesstraße 16. Organisator des Vereins ist Wolf Wies. Wolf Wies hat eine Werbeagentur mit dem Namen Wolf Wies GmbH & Co. KG, Sitz ebenfalls in der Münchner Agnesstraße 16.

Die Autorin des zehnseitigen Promotionbeitrages in »Esotera« hieß seltsamerweise Agnes Münch, was sehr nach der Anschrift von Wies und »Crystal« klingt. Agnes Münch ist jedenfalls nach Aussage der »Esotera«-Redaktion »für längere Zeit verreist« und daher nicht zu sprechen. Die »Esotera«-Redaktion genießt nach Aussage des Chefredakteurs Gert Geisler als Gegenleistung für die zehnseitige Vorankündigung »gewisse Vorteile« bei der Berichterstattung über das Schamanentreffen.

Dann rechnen wir mal: Von den gut 200.000 Mark Einnahmen brauchte außer ein paar Flugblättern keine Werbung bezahlt zu werden, die hatte »Esotera« übernommen. Für Unterkunft und Verpflegung mußten die Gäste selbst aufkommen. Praktisch fielen nur diese Kosten an: Miete für das Kongreßzentrum in Alpbach und Reisekosten und Honorare für die Schamanen und sonstigen Referenten. Nebenbei: Einige Schamanen nahmen die weite Reise aus Peru oder Haiti eh zum Anlaß für eine anschließende Europa-Tournee.

Das Ich in der Tasse

Mustafa ist 35 und stammt aus Teheran. Er hat im Iran als Guerillero gegen den Schaft gekämpft, dann in Deutschland Informatik studiert und betreibt heute ein gutgehendes Geschäft für Marmor-Artikel. Mustafa hat als Kind etwas von einer alten armenischen Frau gelernt: Er kann Kaffeesatz lesen. Seit sich das in der Kneipenszene seiner Stadt herumgesprochen hat, wird er immer öfter von Leuten angerufen, die mit ihm Mokka trinken wollen.

Inzwischen könnte er aus seiner Fähigkeit einen erträglichen Job machen, aber dazu ist sie ihm zu wichtig: »Man sagt, sie geht verloren, wenn man es für Geld macht.«

Nicht nur der Mammon ist schnöde. »Du sollst auch nicht danke sagen, wenn ich dir den Kaffeesatz gelesen habe«, klärt er mich auf. Mustafa orakelt aus Freundschaft, oder in unserem Fall: aus Sympathie. Persönliche Bindung ist auf irgendeine Art wichtig, auch wenn man, wie er sagt, »sich selbst oder Nahestehenden nicht den Kaffeesatz lesen soll«. Das bringe erstens Unglück, zweitens »kann man da spinnen: Du weißt zuviel von der betreffenden Person«.

Die Prozedur selbst wirkt einfach: Man trinkt gemeinsam türkischen Mokka (möglichst aus weißen Tassen, damit man hinterher die Strukturen besser sieht). Wenn auf dem Boden der Tasse nur noch Satz übrig ist, legt der Fragende die Untertasse umgekehrt auf die Tasse und dreht beides mit der linken Hand um. Der Kaffeesatz läuft dann an der Innenwand der Tasse langsam herunter, auf der Untertasse sammelt sich ein Rest. Nach ein paar Minuten ist der Satz an der Innenwand soweit getrocknet, daß er nicht weiter verläuft, und für Mustafa beginnt »ungeheure Konzentration«: Langsam Stück für Stück, dreht er die Tasse vor seinen Augen und versucht, Bilder darin zu erkennen.

Es herrscht gespannte Ruhe. Ich kenne Mustafa genauso lange wie er mich: etwa eine Stunde, in der wir ausschließlich über *seine* Vergangenheit geredet haben. Er schaut in die Tasse. Nach etwa einer Minute formuliert er die ersten Ergebnisse in leicht gebrochenem Deutsch: »Tja, du kommst aus einer einfachen Familie, einer normal bürgerlichen Familie, nicht gerade hochgestellt, aber etwas künstlerisch begabt.«

Stimmt. Mein Vater war Handwerker, meine Mutter Schneiderin mit künstlerischen Faibles: Sie kann Klavier spielen, reimen, Collagen machen. Bei uns zu Hause gab es keinen Hunger, aber auch nie viel Luxus.

Mustafa nach weiteren zehn Sekunden: »Du hast viele Wege hinter dir gelassen, du bist viele kurze Wege gegangen, nicht wahr?«

Ebenfalls richtig. Ich habe vieles angefangen, kaum etwas zu Ende geführt: Nach dem Abbruch der Schule kamen ein paar Monate Hilfsarbeiter-Jobs, es folgten ein knappes Jahr freier Lokaljournalismus, gelegentliche Arbeiten für Rundfunk und Fernsehen, anschließend anderthalb Jahre Werbetexterei, dann anderthalb Jahre Festanstellung beim »Spiegel«, anschließend lauter Projekte.

Mustafa weiter: »Und jetzt hast du eine Linie gefunden, die du mit etwas Kraft und Mühe durchsetzen willst.«

Auch das stimmt. Vor knapp einem Jahr habe ich mir vorgenommen, vorwiegend für kleinere Zeitschriften zu arbeiten und von der Musikkritik Abstand zu gewinnen.

»Und das schaffst du auch, weil: Hier vorne steht ein ganz großer Spiegel.«

Mustafa weist auf ein großes weißes Feld in der Tasse ohne jegliche Spur von Kaffeesatz, auf das ein breiter »Weg« zuführt, der sich aus vielen kleinen Wegen ergeben hat - wie ein Strom, der aus lauter kleinen Bächen und Flüssen

entstanden ist und in ein Meer fließt.

Mustafa: »Der Spiegel heißt, daß du viel Erfolg haben müßtest.«

Wird sich erweisen, oder auch nicht.

»Auf deinem neuen Weg hat dir ein gutaussehender Mann geholfen. Eine Person, die Macht hat. Da siehst du den Kopf: Sitzt da, mit breiten Schultern, da der Kopf. Der hat dir geholfen auf diesem Weg, der dich befriedigt.«

Stimmt schon wieder. Ich hätte beinahe alles hingeschmissen, wäre da nicht E. gewesen - der Lektor meines Buches (»eine Person, die Macht hat«). E. sieht zweifellos gut aus.

»Vorher hast du ein sehr großes Problem gehabt, das dich bedrückt hat. Da, diese Wolken, die immer noch wie ein Schatten auf deinem Leben liegen. Du hast hinter dir, aber vergessen hast du das noch nicht.«

Nun wird es peinlich zu belegen, daß er recht hat: Ein durchgehend depressiver Sommer 1981 ging meinem neuen Anlauf voraus. Kindische Sinnfragen in bezug auf meinen Job holen mich gelegentlich bis heute ein, allerdings in verdaulicher Form.

Mustafa, nach etwa einer Minute Pause: »Das sollst du nicht als Kompliment auffassen, aber: Du bist ein gutherziger Mensch, der eigentlich keine bösen Hintergedanken hat. Wie du dich zeigst, bist du auch, nicht falsch.«

Mustafa zeigt mir in der Tasse die Silhouette meines Kopfes, vor der ein »weißer Spiegel« ist. Dazu nur soviel (weil's sonst wirklich peinlich wird)- Als Journalist leide ich oft unter meiner Unfähigkeit, Rollen zu spielen.

Mustafa fordert mich auf, mit dem linken kleinen Finger auf den Kaffeesatz am Boden der Tasse zu drücken. Er sieht folgendes: »Ein glatzköpfiger Mann macht dir Ärger, der hat ein schwarzes Herz und mag dich nicht. Aber du brauchst dich vor ihm nicht zu fürchten. Der kann dir nicht weh tun.«

Ärger mit dem Glatzkopf hatte ich, und ich war auch kurz davor, dem zuviel Bedeutung beizumessen. Durch ein bißchen Nachdenken kam ich darauf, ihn zu ignorieren, da er mir kaum ernsthaft hätte schaden können. Inzwischen frage ich mich, wie Mustafa auf so konkrete Beschreibungen jener Personen kommen kann, die in den letzten paar Monaten mein Leben beeinflußt haben: gutaussehender Mann mit breiten Schultern, der Macht hat; ein Glatzkopf, der mich nicht mochte, auf den ich aber beruflich in gewisser Weise angewiesen war...

Es geht noch weiter. Die Tasse ist jetzt durchgelesen, nun kommt die Untertasse an die Reihe. Der Fragende muß den auf der Untertasse zusammengelaufenen Kaffee mit der linken Hand zurück in die Tasse kippen, und Mustafa beginnt wieder zu lesen, sobald die Struktur auf der Untertasse getrocknet ist. Jetzt geht's ans Eingemachte: »Du warst mit einem langhaarigen Mädchen befreundet; sie stand dir sehr nahe. Sie hat eine lange und ein paar kurze Reisen gemacht. Aber das ist in den Eimer gegangen, weil jemand wie ein Krokodil hinter ihr stand. Das hat dir sehr weh getan.«

Die Fakten: Die Affäre mit D. aus den USA während ihrer Europa-Reise, aber trauriger Abschied, denn in den Staaten wartete ihr Mann. Mustafa zeigt mir auf der Untertasse ein Frauengesicht, dahinter ein Krokodil mit aufgesperrtem Maul.

Mustafa: »Im Augenblick steckst du in so einer Fast-Liebesgeschichte, aber fest zusammen bist du mit keiner Frau, mal da, mal da. Eine feste Beziehung hast du zur Zeit nicht, und das ist auch gut für dich.« Er hat einfach recht.

Das Es in der Uni

Die Suche nach Erklärungen für solche Phänomene führt nach Freiburg. Freiburg ist die Hauptstadt des deutschen Okkultismus. Hier findet sich die größte Konzentration esoterischer Fachverlage und eine von zwei europäischen Universitäten (die andere ist Utrecht), an denen Okkultes mit den Mitteln abendländischer Wissenschaft untersucht wird.

Der Ruf des Lehrstuhls für Psychologie und Grenzgebiete der Psychologie ist nicht der beste. Seit seiner Einrichtung im Jahr 1954 war er der Boulevardpresse immer wieder Schlagzeilen wert, und sein Initiator, Hans Bender, hat sich schnell den Ruf eines »Spuk-Professors« eingehandelt. Inzwischen arbeitet die zweite Generation an Benders Werk - mit einem Jahresetat von 4.000 Mark für Mittelbeschaffung. Davon läßt sich keine Forschung finanzieren.

Professor Johannes Mischo, Benders Nachfolger, und sein Assistent Walter Lucadou führen von ihrem »Mini-Lehrstuhl« aus einen schier aussichtslosen Kampf gegen die »systematische Desinformation« im Bereich der Parapsychologie. In Deutschland, so klagen sie, fehle eine Gesellschaft, »die die Diskussion auf einem wissenschaftlichen Niveau halten kann«. Im Nebelfeld esoterischer Zirkel und auf dem Buchmarkt stehe pseudowissenschaftlicher Kohl in voller Blüte, gedüngt von Sachbuchautoren, die nicht selten ihre autoritätseinflößenden akademischen Titel auf dubiose Weise an amerikanischen Privat-Universitäten ergattert haben. Und so kommen auch oft Studenten in Erwartung »parapsychologischer Märchenstunden« in die Vorlesungen - anfangs zahlreich, nach ein paar Stunden immer weniger.

»Wir können im Labor immer nur Spurenelemente paranormaler Kräfte nachweisen«, räumt Mischo ein. Aber die Frage, ob etwa beim Kaffeesatzlesen Telepathie im Spiel sein könne, weist er mit herzhaftem Lachen zurück: »Wollen sie mir

meine Zeit stehlen?«

Natürlich ist die Gedankenübertragung (wer kennt sie nicht?) ein parapsychologisches Forschungsgebiet, aber Mischo will offenbar Seriosität wahren. Den Schelmen-Mut seines Vorgängers Hans Bender, der sich auch noch um die trivialsten Dorfspuk-Geschichten gekümmert hat, besitzt er nicht. Ihm geht es vor allem darum, »okkulte Wundermärchen« und Wissenschaft voneinander zu trennen. »Unsere Schwerpunkte sind: erstens, den Okkultismus als sozialpsychologisches Phänomen zu untersuchen und zweitens, Grundlagenforschung zu betreiben. Es hat sich herausgestellt, daß viele lange Zeit als wissenschaftlich zitabel geltende Experimente größtenteils erfunden waren.« Sein Assistent, der Physiker Walter Lucadou, meint: »Methodisch müssen wir eigentlich noch konservativer sein als die übrige Forschung, eben weil wir so angefeindet werden.«

Offenbar aber hegen alle drei (mit in der Runde sitzt Eberhard Bauer, Mitherausgeber der »Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie«) große Sympathie für intellektuelle Paradiesvögel wie Paul Feyerabend oder den Ethnologen Hans Peter Duerr. Und ihre für Wissenschaftler enorm lebendige Sprache läßt ihren beinharten Rationalismus als taktischen Schachzug erscheinen. Sie müssen »Ick bün all dor« sagen können, wenn ihnen ein Kollege von der Saubermann-Front methodisch kommen will.

»Wir kriegen haufenweise Post von Paranoikern, die glauben, unter Psi-Angriffen zu leiden«, habe ich gehört und immer wieder »Märchen« und »Quatsch« und »unhaltbare Sekundärliteratur« und »Stammtischvorstellung von Psychologie« und: »Wenn einer behauptet, es gebe eine Methode zur Entwicklung paranormaler Kräfte, dann tut er das wider besseres Wissen.«

Ich nehme die Einladung zur Teilnahme an einem Telekinese-Experiment an: Als eine von etwa 500 Testpersonen soll ich versuchen, kraft meines Willens einen elektronischen Zufallsgenerator in einem schwarzen Metallkästchen zu beeinflussen. Zuvor muß ich einen Fragebogen ausfüllen. »Glauben Sie an Telekinese?«, heißt eine der zweihundert Fragen. Ich kreuze nein an.

Das Experiment ist dem armen Uni-Fachbereich nur möglich, weil ein Elektrokonzern einen Computer zur Verfügung gestellt hat. Wie ein verrückt spielendes Thermometer flackert eine Reihe von roten Lämpchen auf dem Testgerät

und der Proband soll versuchen, sie s~ lange wie möglich leuchten zu lassen. Ich starre auf den kleinen schwarzen Kasten und wünsche mir, es werde Licht. Wie mir der Rückmelder des Computers anzeigt, liege ich bei zweien der fünf Versuchsdurchgänge mit meinen magischen Willenskräften leicht über der »Zufallserwartung«, das heißt die Lämpchen flackern länger, als es der Zufallsgenerator erlaubt. Physiker Lucadou erklärt mir anschließend, daß dieses Experiment unter anderem zufällige Abweichungen vom Zufall ausschließen soll. Ergebnisse werden im Herbst erwartet.

Der alte Mann und die Mär

»Ein halber Starfighter würde 50 Jahre lang die Arbeit meines Instituts finanzieren.« Auch Hans Bender klagt über Geldmangel. Der inzwischen pensionierte Professor und Pionier vollendet sein Lebenswerk an dem von ihm selbst und ein paar Spendern finanzierten »Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene«, das seinen Sitz ebenfalls in Freiburg hat. Im Besucherraum hängt ein riesiges Poster von C.G. Jung.

»Spuk gibt es«, sagt der alte Mann. »Und auch Präkognition existiert«, also Vorausahnungen. »Die Leugnung solcher Phänomene entspringt doch einem ganz bestimmten Persönlichkeitstypus, nämlich dem des Technokraten. Das sind die Leute, die ein hypertrophes Eigenmachtsgefühl besitzen und die mit ihrer Autonomie die Welt zerstören. Man sieht es doch überall.«

»Wir kennen zwar nur zum Teil die Bedingungen, unter denen paranormale Vorgänge stattfinden, und in der Theorie ist alles im Fluß, aber dennoch: Die okkulte Welle hat zweifellos ein positives Motiv: Bewußtseinserweiterung. Die vertikale Hoffnung zur Transzendenz ist doch keine Primitivsache mit harfespielenden Engeln und so weiter. Das Okkulte wird zwar vielfach Religionsersatz, und auch der Spiritismus ist in seiner Vulgärform sicherlich negativ, aber es ist doch eine großartige Sache, ein Gebiet zu erforschen, das gegen den blinden Materialismus steht, zu erforschen, welche Kraft die Psyche hat. Den Abgrund zwischen Materie und Geist, den gibt es doch gar nicht.«

Sein Schlagwort von der okkulten Welle formulierte Bender schon Anfang der 70er Jahre. »Das fing an mit den mittlerweile historisch gewordenen Hippies. Und die heutige Zuwendung vor allem der jungen Generation zur Parapsychologie finde ich ermutigend. Im Grunde ist die okkulte Welle eine Gegenbewegung zur marxistischen Euphorie der 60er Jahre. Die lockt heute niemanden mehr hinter dem Ofen hervor. Der große Exportartikel der Sowjets, der Atheismus, ist out.«

Bender hat bei solchen Sätzen keinen antikommunistischen Schaum vorm Mund. In gewisser Weise bewundert er sogar die Sowjets, die »Gerüchtinformationen« zufolge »Riesensummen in die Erforschung der Psychotronik (so der russische

Begriff für Parapsychologie) stecken. Die Russen sind wirklich offen und undogmatisch, wenn etwas pragmatisch feststellbar ist. Da tun sich Wissenschaftler im Westen oft schwerer.«

Gerüchte über »Psi als Staatsgeheimnis« machen schon seit Jahren die Runde. Die deutschen Faschisten ließen angeblich von Wünschelrutengängern die Standpunkte feindlicher Flotten auf den Seekarten auspendeln; der britische Geheimdienst soll während des zweiten Weltkrieges astrologische Tagesgutachten über die deutsche Führungsspitze ausgewertet haben. Und in der UdSSR wurde nach dem zweiten Weltkrieg angeblich die militärische Erforschung der »Telepathie für störungsfreie Nachrichtenübermittlung« vorangetrieben - mit ungewissem Ausgang.

»Ich bekomme auch oft Post von Schulklassen die mich fragen, was ich von Ufos halte. Nun, was soll man da sagen. Zumindest kann man nicht ausschließen, daß es sie geben könnte. Kein vernünftiger Mensch kann das ausschließen. Aber es ist natürlich Quatsch zu glauben, das es sie gibt. Man muß das untersuchen.«

Damit sind wir wieder beim Thema Post. »Natürlich kriegen wir auch immer wieder Briefe von Menschen, die ernsthaft glauben, unter böswilligen Psi-Angriffen zu stehen. Wenn man davon ausgeht, das es paranormale Kräfte gibt, ist so etwas theoretisch möglich. Aber in den meisten Fällen sind die Anzeichen einer normalen Paranoia ganz deutlich. Wir arbeiten da mit einigen Psychiatern zusammen und versuchen behutsam, solchen Leuten zu helfen. Das ist nicht immer ganz einfach.«

Bender hat mit seinem Institut bislang 53 Spukfälle untersucht. Viele davon entpuppten sich als Schelmen-Streiche, die ihrerseits ein legitimes sozialpsychologisches Forschungsgebiet sind. Bei anderen jedoch hat er zweifelsfrei festgestellt, daß sich »Gruppenprobleme psychokinetisch entladen können«.

Okkultes Big Business

In Freiburg fischen nicht nur Wissenschaftler im Trüben. Auch die öffentliche Zollfahndung zieht gelegentlich was an Land. »Horoskope-Schmuggel aufgedeckt«, meldete Anfang April 1982 die dpa:

»Im Sterndeutergeschäft ist der Bundesminister um runde 100.000 Mark geprellt worden. Wie das Freiburger Fahndungsamt berichtete, wurden von 1977 bis 1980 rund 32.000 Horoskope über ein Schweizer Versandunternehmen ohne ordnungsgemäße Verzollung auf dem Postweg an Besteller in die Bundesrepublik geschickt. Den Wert der grenzüberschreitenden Horoskope-Flut bezifferten die Zollfahnder auf mindestens 1,5 Millionen Mark.«

Das kaum überschaubare Mail-Order-Geschäft, das dem Kunden á la Beate Uhse Diskretion zusichert, ist die Säule des okkulten Marktes. Auf den Anzeigenseiten einschlägiger Blätter wimmelt es nur so von Postfach- und Postscheckkontofirmen, die Bücher, magisch-mystische Zirkulare oder Ferndiagnosen in Sachen Schicksal und Charakter anbieten - gegen Vorkasse, versteht sich. Die meisten dieser Firmen haben ihren Sitz in der steuergünstigen Schweiz. Und solange das gewisse Etwas als Brief verschickt werden kann, braucht es, postalischen Reglements zufolge, keinen Zollvermerk.

Für das Versandgeschäft stehen die Sterne in der Tat günstig. Erstens gibt es noch recht wenige okkulte Fachgeschäfte. Zweitens: Gäbe es sie, hätte ein großer Teil ihrer potentiellen Kunden vor der Ladentür wohl noch Schamschwellen zu überwinden.

Mail order ist der direkte Weg ins Portemonnaie der Lonely Crowd. Versandkataloge geben den versprenkelten Okkultisten sofort das Gefühl einer nationalen esoterischen Clique, deren Mitglieder sich zwar nicht kennen, deren Bestellbotschaften sich aber an einem geheimnisvollen Ort vereinen. Jedenfalls ist der Versand okkulter Artikel kein Preisbrecher- oder Sonderangebotsgeschäft, im Gegenteil.

»Ängste in den verschiedenen Erscheinungsformen haben wir alle«, tröstet eine Gabriele Kirner ihre sehr verehrten Kunden, »Angst vor einem drohenden Krieg, vor Einsamkeit, Krankheit oder Tod. Die täglich aufs neue von den Massenmedien verbreiteten 'Hiobsbotschaften' machen es für jeden einzelnen von uns immer schwieriger, mit diesen Ängsten fertig zu werden.«

Doch Frau Kirner weiß Rat: »Angesichts dieser um sich greifenden allgemeinen Mutlosigkeit sollten wir wieder lernen, auch die positiven Aspekte des Lebens zu sehen und sie zu fördern. Dabei können Ihnen die Bücher und die übrigen Produkte dieses neuen Kataloges eine wertvolle Hilfe sein.«

Gabriele Kirner leitet das größte deutsche Versandhaus für okkulte Artikel. Es heißt, rechtlich geschützt, Prana-Haus und gehört zum Hermann Bauer Verlag in Freiburg.

»Wenn's geht, nicht«, sagt dort der Geschäftsführer Friedrich Kirner auf meine Bitte um Raucherlaubnis, »Sie sind in einem alternativen Verlag.«

Über den Umsatz, den das Familienunternehmen mit seinen 41 Angestellten heute hat, möchte Kirner keine Angaben machen. Laut Branchendienst »Buchreport« betrug er 1979 schon knapp 13 Millionen Mark; er dürfte inzwischen

gestiegen sein.

Der Prana-Haus-Katalog, der halbjährlich in einer Auflage von 100.000 Stück erscheint, hat es in sich: Auf 98 vierfarbig bedruckten, in einwandfreiem Werbedeutsch abgefaßten Seiten werden knapp 500 Artikel zum okkulten Hausgebrauch feilgeboten - vorwiegend Bücher, aber auch »Seelephonie«-Cassetten mit Lernprogramm zur »Lebenshilfe/Lebensphilosophie«, Meditations-Schallplatten, Tarot-Karten, Messingpendel, Wünschelruten, Amulette, Talismane, Lavendelöle, »biologische Pollen-Kürbiskern-Kapseln mit natürlichem Vitamin E«, Moor-Zahnpasta, Sandelholzseife, Henna-Pulver, östliche Tee-Gedecke, Räucherstäbchen, Kimonos und zum Beispiel ein Kerzenhalter namens »6 grimmige Tempellöwen« zum Preis von 365 Mark (oder 10 Monatsraten á 39,80). Ein besonderer Leckerbissen für Musikfans: die Schallplatte mit den vom »weltberühmten Musik-Medium Rosemary Brown« aufgezeichneten »post mortem«-Kompositionen von Brahms, Chopin, Beethoven, Debussy und Liszt. Bestellnummer 3455, 22 Mark.

»Früher bildeten vorwiegend die über 50jährigen unsere Kundschaft«, erzählt Kirner, »aber seit der Hippie-Zeit interessieren sich immer mehr junge Leute für diese Dinge.« Kirner, dem seine Marktführerposition offenbar nicht ganz geheuer ist, findet. »Man kann das nicht erfolgreich machen, wenn man nicht auch persönlich davon überzeugt ist.«

Inzwischen surfen auch linke Verlage auf der okkulten Welle. Trikont-Dianus in München fordert im Verlagsprospekt zum Beispiel »nichts Geringeres als eine Metapolitik, wo sich Mythos und Geschichte, Märchen und Leben, Mystik und Revolution miteinander verschmelzen«. Und auch der Brückenschlag zu den frühen Trikont-Autoren ist schnell gefunden: »Wir sehen durchaus Che Guevara, Jerry Rubin, Cohn-Bendit und viele andere als Vorläufer dessen, was wir jetzt denken.« In dem Trikont-Reader »Die Rückkehr des Imaginären« bekennen unter anderen Robert Jungk, Ernest Borneman und Volker Elis Pilgrim Hang zu Mystischem oder ihren »Versuch, das Ursprüngliche wiederzurinden« (Jungk). Der Syndikat-Verlag in Frankfurt landete vor drei Jahren mit Hans Peter Duerrs »Traumzeit« einen wissenschaftlichen Bestseller: Das erkenntnistheoretisch gemeinte Buch über Hexen und Drogen avancierte schnell zum Trendsetter. Duerrs neues Buch, »Der Wissenschaftler und das Irrationale«, ist schon ein zweibändiges Kompendium von 1200 Seiten - und wird (trotz des Preises von 68 Mark) von dem kränkelnden Verlag sogar subventioniert.

März-Verleger Jörg Schröder, bis vor kurzem exklusiv bei Zweitausendeins, knüpft an eine alte Tradition an: Anfang der 70er Jahre hatte Carlos Castaneda sein deutsches Debut bei März, jetzt folgt im Herbst das Kultbuch der angloamerikanischen Okkultisten-Szene: Colin Wilson, »Das Okkulte. The Ultimate Book For Those Who Walk With The Gods«. Kostprobe Wilson: »Die Zivilisation wird sich nicht weiterentwickeln, wenn wir das Okkulte nicht mit gleicher Selbstverständlichkeit anzunehmen lernen wie die Atomenergie.«

Geschichte wird gemacht

»Okkultismus ist die Metaphysik der dummen Kerle«, schrieb Adorno in seiner »Minima Moralia«, brillant hergeleitet wie immer und doch falsch. So dumm sind die okkulten Kerle oft gar nicht und selbst wenn: Was ist die Metaphysik der schlauen Kerle? Sie haben keine.

Die Schlaueren unter den schlauen Kerlen haben die Angst des aufgeklärten Geistes vor allem Metaphysischen schon immer argwöhnisch beobachtet. Werner Heisenberg fragte sich, warum Wissenschaftler die Existenz einer Metamathematik gelassen hinnehmen, aber eine aus den Paradoxa der Teilchenphysik sich fast notwendigerweise ergebende Metaphysik behandeln wie der Stier ein rotes Tuch. Hans Magnus Enzensberger: »So leicht, wie die Positivisten meinen, läßt sich aus unserer Wissenschaftsgeschichte das abergläubische Unterfutter nicht heraustrennen, und es gibt gute Gründe für die Vermutung, daß auch in unseren heutigen Disziplinen, von der Hochenergiephysik bis zur Biochemie ein Rest von magischen Praktiken steckt.«

Eben, die Aufklärung war nie ganz keimfrei. Das hat sie aus pragmatischen Gründen nur nie eingestehen können. Doch selbst Einstein sprach vom »lieben Gott«; seine rationalistische Furcht war nur, daß der liebe Gott würfelt, denn das würde jeden Systemgedanken zunichte machen.

In der »Encyclopaedia Britannica«, dem dreißigbändigen Lexikon des Erdballs, findet sich die Behauptung: »Die Phänomene dieser Welt sind heute durch die Hypothesen der modernen Wissenschaft weithin erklärbar.« Und das ist nun mal Aberglaube. Die Teilchenphysik kommt von einer Crux auf die andere, die Medizin kann den Krebs bis heute nicht annähernd erklären, die Meteorologie steckt noch in den Kinderschuhen, und auch die Archäologie kennt mehr Rätsel als gesichertes Wissen.

Übel wird es natürlich, wenn aus dieser vermutlich historischen Unwissenheit eine neue Religion gedrechselt wird, wenn aus der Unzulänglichkeit des Rationalismus und des dialektischen Materialismus eine neue »ganzheitliche« Ideologie entsteht, deren Prediger die Menschheit mit neuen Steinen der Weisen zu steinigen versuchen.

Vielleicht ist dieser Hunger auf schwere Brocken auch nur ein sehr deutsches Phänomen. An Buchtiteln läßt sich das ablesen: »Der kosmische Reigen« heißt die deutsche Ausgabe eines Buches über Parallelen zwischen östlicher Philosophie

und westlicher Physik, und da kommt mir natürlich sofort meine »Kosmos«-Bastelkiste in den Sinn, und an Ringelreihen denke ich auch; der Titel der englischen Originalausgabe heißt: »The Tao of Physics« (Tao ist der chinesische Begriff für Weg).

Solches Marketing macht es einem Rationalisten natürlich leicht, Galle zu spucken. Die Autoren des modernen west-östlichen Divans sind auch tatsächlich oft spinnerte Analogie-Denker. Ich habe mich im Laufe der Recherchen mehr als einmal mit Unsinn befassen müssen. Da geistert etwa seit einigen Jahren eine »holografische Theorie des Universums« durch die Köpfe gut verdienender Sachbuchautoren: Wenn man eine Holografie-Bildplatte zerschlägt, (die dreidimensionale Bilder produziert), berichten sie voller Ehrfurcht, reproduziere noch jede Scherbe das komplette Gaukelbild. Diese (richtig wiedergegebene) Tatsache kommt ihnen magisch vor; sie bestätige, daß schon in der kleinsten Einheit des Universums »die gesamte Information« enthalten sei, und das wiederum decke sich mit einigen Aussagen der östlichen Mystik. Das ist Plumquatsch. Man muß sich allerdings ein paar Stunden Zeit nehmen, muß sich wirklich ein bißchen mit Holografie beschäftigen, um der beredt vorgetragenen Theorie-Soße nicht auf den Leim zu gehen. Das Phänomen ist erklärbar und taugt nicht zur Bestätigung von Mikro-Makro-Kosmos-Theorien.

Die Okkultisten lieben es, wissenschaftliche Arbeitshypothesen und Spekulationen für Fakten zu nehmen und in diesem halbgebildeten Dämmerzustand den Untergang des Abendlandes zu verkünden. Aber das betrifft nur die Autoren. Ihre Leser sind da meist erheblich gelassener. Oft nähern sie sich diesem Themenkreis von der Ökologie. Und wenn okkulte Freaks in ihrem oft naiven Animismus (Seelenglauben) Patenschaften für Bäume übernehmen, dann sind sie doch viel »realistischer« als ein Sozialdemokrat, der mit nicht weniger naiven Rationalismen die Patenschaft für eine obskure Betonpiste übernimmt. Und eines sind sie damit ganz sicher nicht: schicksalshörig.

Seite H 8 – H 9

Kleine Begriffs-Erklärung des Unerklärlichen

Die verschiedenen Bereiche der Esoterik, der geheimen Wissenschaft/PSI, sind so zahlreich wie die Kulturen dieser Welt. Sie reichen von der Wunderheilung bis zum Computer-Horoskop. Hier, soweit sie nicht im Text erläutert werden, die wichtigsten Begriffe der Esoterik in Stichworten:

Handlesen/Chirologie/ Chiromantie

Die Chirologie ist die Charakterdeutung aufgrund von Handformen und Handlinien. Sie ist der Physiognomik verwandt, wurde sogar im alten China schon betrieben und bis ins 18. Jahrhundert an deutschen Universitäten gelehrt. Den meisten Chirologen gilt die linke Hand mit ihren Linien und Formen als Dokument der angeborenen Fähigkeiten und Charaktermerkmale, während die rechte die geistige und soziale Entwicklung dokumentiert. Dahinter steht die Vorstellung, daß der Mensch sein Leben mit der rechten Hand »schafft« (bei Linkshändern natürlich mit der linken). Während die Chirologie noch heute eine gewisse Seriosität genießt, ist die Chiromantie, das Wahrsagen aus der Hand, fast nur noch auf dein Jahrmarkt zu finden.

Kabbala

Kabbala ist ein Sammelbegriff für etliche Arten des jüdischen Mystizismus und bezeichnet verschiedene Formen der Esoterik, die nach dem 13. Jahrhundert entstanden. Da die Kabbala eine mündliche Überlieferung ist, wird sie von erfahrenen Führern gelehrt, um Schockerlebnisse bei mystischen Erfahrungen zu verhindern. Die esoterische Kabbala behauptet , geheimes Wissen über die ungeschriebene Torah (göttliche Offenbarung) zu besitzen, die Moses und Adam zuteil geworden ist. Insofern wird sie als »direkter Draht« zu Gott begriffen.

Lebensrhythmus

Immer mehr Menschen richten sich nach ihrem Lebens- oder Biorhythmus (inzwischen gibt es auch Taschenrechner, mit denen der zu ermitteln ist). Der Schriftsteller Volker Elis Pilgrim schreibt in dem Trikont-Sammelband »Die Rückkehr des Imaginären«: »Neben dem Sternzeichenkraftfeld erlebe ich mich in einen Rhythmus einbezogen. Bis vor kurzem war mir zwischen den Hochs und Tiefs in meinem Leben kein Zusammenhang ersichtlich. Ich wußte nicht warum ich wie in einem Wellenrauf und -runter glücklich und unglücklich lebte.

Mein Glück und Unglück mißt sich an erotischen Erlebnissen. Wie verhext geht es in bestimmten Zeiten erotisch mit Menschen nicht, geht nichts. Und wie unter Zauberstab werde ich in anderen Zeiten wieder erweckt, scheint mein Körper wie eine Blüte aufzubrechen, von der mit Sicherheit jemand angelockt wird. Erst vor kurzem habe ich einen Zusammenhang erkannt. Ich bin in einen Rhythmus der Zahl 7 eingespannt. Wenn der Rhythmus losgeht, habe ich ein Hoch, also bei 0, 7, 14, 21, 28, 35. Wenn die Kurve sich den Zwischenzahlen 3, 10, 17, 24, 31, 38 nähert, falle ich in ein Tief. Ich weiß nicht, woran das liegt. Eine Großmutter von mir behauptete, ich unterstehe mehrfachen »Siebener-Rhythmen«, weil bei meiner Herstellung die 7 eine besondere Rolle gespielt hätte. Meine Eltern sind sieben Jahre im Alter auseinander. Sie haben mich gezeugt, als sie 28 und 35 geworden waren - das sind Zahlen der 7-Zählung. Und am Ende ihres 28. und 35. Lebensjahres wurde ich geboren. Ich bin in einem allgemein durch 7 teilbaren Jahr geboren: 1942, und am 14. März!«

Pendel/Radiästhesie

Mit einem Messing-Pendel an einer Schnur, das in den meisten esoterischen Buchhandlungen erhältlich ist (rund 15 Mark), lassen sich angeblich Glückszahlen, Nahrungsmittel, Krankheiten analysieren. Gerade im medizinischen Bereich beschäftigen sich nicht nur Heilpraktiker, sondern auch immer mehr Ärzte damit: Ein Heiler nimmt den Patienten bei der Hand und pendelt über einer Tabelle Medikamente aus. Die Pendelschnur wird um den kleinen Finger gebunden und zwischen Daumen und Zeigefinger ruhiggehalten. Nach einiger Zeit beginnt das Pendel - von selbst oder durch Suggestion? - zu schwingen. Die Ausschläge des Pendels (Kreise, links-rechts, vor-zurück) haben bei jedem Pendler verschiedene Bedeutung und müssen lange »geübt« werden.

Fortgeschrittene suchen mit dem Pendel den besten Schlafplatz im Zimmer (den mit der geringsten »Erdstrahlung«), oder sie können auch Fotos von Freunden und Freundinnen auspendeln (»Passe ich zu ihm oder nicht?«). Angeblich lassen sich auch der eigene Terminkalender und zum Beispiel Landkarten mit dem Pendel »lesen« (gute und schlechte Tage, gute und schlechte Orte). In der Presse wurden gelegentlich wahre Detektiv-Geschichten veröffentlicht; so soll es Pendlern gelungen sein, mit einem Foto und einer Landkarte vermißte Personen aufzufinden.

Präkognition

Präkognition ist ein meist unwillkürlicher Blick in die Zukunft: Jemand ahnt ohne Grund ein kommendes Ereignis. Eigentlich kennt jeder solche Erlebnisse, vor allem im Traum. Das Freiburger Institut von Professor Bender hat sich über Jahre hinweg Traumprotokolle zuschicken lassen - zu einem großen Teil fand sich der Inhalt dieser Träume oft Jahre später als »wirklich« bestätigt. Die Aufhebung von Raum und Zeit, die der Möglichkeit zur Präkognition zugrundeliegt, widerspricht dem gesunden Menschenverstand. Jedoch gibt es auch im subatomaren Bereich Vorgänge, die akausal sind, d. h. wo das Gesetz von Ursache und Wirkung nicht mehr gilt bzw. nicht mehr zu gelten scheint. Zwischen »echter« Präkognition und etwa »bösen Vorahnungen« ist allerdings schwer zu unterscheiden, weil es häufig einen begründeten Verdacht gibt, daß etwas Bestimmtes geschehe.

Pyramiden

Die Urkundenrolle Nr. 91 304 im Patentamt der Tschechoslowakei beschreibt einen »Cheopspyramiden-Rasierklingenschärfer«. Sie besagt: Wer aus Pappe oder Plastik ein maßstabgetreues Modell der Cheopspyramide baut, es in Nord-Südrichtung aufstellt und in Ost-West-Richtung eine stumpfe Rasierklinge hineinstellt, holt am nächsten Tag eine scharfe Rasierklinge heraus. (Die Maße: Grundseite der Pyramide 15,7 cm, Schenkel 14,94 cm, Höhe des Ständers, der genau unter der Spitze aufgestellt werden muß, 3,33 cm.) Nach Auffassung von Archäologen haben Pyramiden (wie sich an den dort gefundenen Mumien erwiesen hat) einen Frischhalte-Effekt, funktionieren also auch als »Kühlschrank« für Eier und Rumpsteaks. Das Phänomen ist zur Zeit wissenschaftlich nicht erklärbar.

Reinkarnation

Die Wiedergeburt der Seele in aufeinanderfolgenden Existenzen als Mensch, Tier und Pflanze. Obwohl die Idee der Reinkarnation vorwiegend in asiatischen Religionen auftaucht, findet man sie auch bei »primitiven« Völkern immer wieder. Im Westen wurde die Lehre von der ständigen Wiedergeburt vor allem durch die theosophische Bewegung populär. Den indischen Religionen zufolge besteht zwischen den einzelnen Existenzen ein Ursache-Wirkungs-Verhältnis, d. h. das Verhalten im einen Leben beeinflußt die Art des folgenden. Der Buddhismus lehrt, daß man dem Zirkel von Leben, Tod und Wiedergeburt nur entkommen kann, wenn man Lüste und Wünsche zerstört, die einem die Illusion einer permanenten Identität geben; nur durch totale Passivität lasse sich der Zustand Nirvana erreichen. Im Westen werden inzwischen - als Spielart der Psychoanalyse - sogar »Reinkarnations-Therapien« angeboten, die einem über die eigene Persönlichkeit

Aufschluß geben sollen - schließlich, siehe oben, hat das frühere Leben diese beeinflußt.

Sufismus

Islamische Mystik, der zufolge über das Gedenken Gottes alles Mögliche erreicht werden kann: Feuerunempfindlichkeit, Selbstverletzung ohne Blutverlust, Schweben über dem Boden etc. Die gemeinsame Rezitation von Gottesnamen oder einer Sure des Koran führt Sufisten in einen Zustand der Ekstase, der all dies möglich machen soll.

Tarot

Das Tarot ist ein Kartenspiel, das seit Jahrhunderten von den Zigeunern zur Charakteranalyse, Lebensberatung und Wahrsagerei verwendet wird. Seine moderne Ausgabe besteht aus 54 Karten. Besonders 22 unter ihnen, die sogenannten großen Arcana, zeigen »nicht nur die Grundeigenschaften, Fähigkeiten und Charakterzüge des Menschen, sondern auch die Quelle dieser Eigenschaften. und die Reaktionen, die sie in der Außenwelt auslösen. Kurz gesagt, zeigen sie das ganze Schicksal des Menschen.« - so die Tarot-Spezialistin Elisabeth Haich.

Die Karten werden gemischt und können nach sehr unterschiedlichen Systemen gelegt und interpretiert werden. Wie bei Astrologen gibt es auch bei Tarot-Kundigen verschiedene Auffassungen über die Kräfte der Karten. Die einen glauben, das Tarot könne definitive Ja- und Nein-Antworten geben (»Soll ich mit x in den Urlaub fahren?«). Andere meinen, das Tarot-Deck zeige am ehesten die Konsequenzen bestimmten Handelns (»Wenn du mit x in den Urlaub fährst, wirst du viel Geld verlieren, wenn du nicht mit ihm fährst, wirst du ihn als Freund verlieren.«) Wiederum andere sehen die Karten vorwiegend als eine Inspiration zur Meditation, unter ihnen besonders die 22 großen Arcana, die den Tod, einen vom Blitz getroffenen Turm, die Sonne oder einen Narren zeigen.

Gerade jenen, die nicht einen Kartenschläger aufsuchen, sondern selbst die Karten legen, wird in der gesamten Tarot-Literatur zunächst eine ausgiebige meditative Beschäftigung mit den Bildern empfohlen. Das kann Zeit kosten.

Auf der ganzen Welt soll es etwa 500 verschiedene Tarot-Ausgaben geben, man sollte sich also jenen Kartensatz kaufen, der einem persönlich zusagt, mit dessen Bildern man etwas verbindet. Selbst Kunsthistoriker sehen im Tarot ein Forschungsgebiet.

Wer sich die Karten von einer Zigeunerin legen läßt, sollte bedenken, daß die Zigeuner zwei Arten des Tarot kennen: Das Kartenlegen für Geld und das Kartenlegen für Freunde.

Ähnlich wie das I-ching, die Astrologie und die Zahlenmystik konstatiert das Tarot die Existenz eines Weltgesetzes, einen Zyklus von Entwicklung. Der Etymologie zufolge soll es »Rad« bedeuten, und in einem Kreis angelegt, zeigt es das »Rad des Schicksals«.

Als Einführung empfiehlt sich Sergius Golowins »Die Welt des Tarot« (Sphinx-Verlag, Basel, 46,- Mark) und der im selben Verlag erschienene Kartensatz von Walter Wegmüller (»Zigeuner-Tarot«, 28,- Mark). Und wer gern Rock mit Sinfonie-Orchester hört: Mike Batt, »Tarot Suite« (CBS-Epic).

Telekinese/Psychokinese

Das Phänomen wurde durch den Löffelbieger Uri Geller berühmt. Es gibt international mehrere bekannte Psychokineten, die in der Lage sind, durch geistige Kräfte Gegenstände zu beeinflussen. Die Palette der Beeinflussung reicht vom Verschieben von Gegenständen auf ebenen Flächen bis hin zum Verbiegen von Metallteilen wie Münzen und Bestecken. Auch Spukphänomene wie das Zerplatzen von Glühbirnen gehören dazu. Bei etlichen »echten« kinetischen Phänomenen hat sich erst nach längerer Zeit herausgestellt, daß es sich um Trick und Täuschung handelte. Bei anderen hapert es - wie bei allen okkulten Erscheinungen - noch mit der wissenschaftlichen Erklärung.

Wünschelrute

Wünschelruten sind vermutlich seit 30 000 Jahren in Gebrauch. Mit einem gegabelten Zweig eines Schattenbaumes wie Weide, Haselnuß oder Pfirsich, der am ausgestreckten Arm gehalten wird, lassen sich Wasseradern, Erz- und Ölvorkommen diagnostizieren - die Rute schlägt aus, sobald der Rutengänger sie passiert. Neuerdings werden auch Metallgerten dafür verwendet. In der Wissenschaft herrscht nach wie vor Uneinigkeit über diese Methode der Bodenerforschung. Jedoch hat jede größere Wasserversorgungs- und Rohrverlegungsfirma der USA einen Wünschelrutengänger auf der Gehaltsliste, und auch in der UdSSR wird seit Jahren ernsthafte Forschung auf diesem Gebiet betrieben.

Literatur-Hinweise

So unüberschaubar wie ihr Gegenstand ist die Literatur zum Thema Esoterik. Eine kleine Auswahl:

Zeitschriften

Zeitschrift für Parapsychologie und Grenzgebiete der Psychologie Herausgegeben von Eberhard Bauer, Hans Bender und Johannes Mischo

Arum Verlag, Postfach .5204, 7800 Freiburg

Die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift (Jahresabo 40,- Mark) berichtet auf wissenschaftlichem Niveau, aber in verständlicher Sprache über Forschungsergebnisse der Parapsychologie und okkulte Themenbereiche wie Geistheilung, Schamanismus und Astrologie. Sie enthält Rezensionen zu den wichtigsten Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt und ist wohl der beste deutschsprachige Führer durchs Bermuda-Dreieck der Kaffeesatzreligionen.

Esotera. Die Wunderwelt an den Grenzen unseres Wissens

Hermann Bauer Verlag, Postfach 167, 7800 Freiburg

Esotera erscheint monatlich (Jahresabo: 54,- Mark) und berichtet querbeet über jeden wissenschaftlichen Interpretationsversuch okkulter Phänomene. Mit der Seriosität ist es oft nicht weit her, aber Esotera gibt wohl den besten Überblick über die Szene - nicht zuletzt durch den umfangreichen oft amüsanten Anzeigenteil.

SphinxMagazin: Von alten Traditionen über das hier und jetzt zu neuen Dimensionen

Herausgegeben von Dieter Hagenbach

Sphinx Verlag, Postfach, CH4003 Basel

Hausblatt des Sphinx Verlages, zu dessen illustrer Autorengemeinde unter anderem der LSD-Propagandist Timothy Leary und der Okkultisten-Satiriker Robert Anton Wilson («Illuminatus!«) zählen. Interessanter Wissenschaftsjournalismus, Berichte über die Drogenkultur und ein ausführlicher Teil mit Kurzrezensionen von Büchern und Schallplatten ergeben ein amüsantes Blatt. (Erscheint vierteljährlich, Jahresabo 20, -Mark mit Absenderangabe auf Postscheckkonto Basel 40-25468.)

Meridian. Fachzeitschrift für alle Gebiete der Astrologie, Eberlin-Verlag, Postfach 167, 7800 Freiburg

Das einzige halbwegs ernst zu nehmende astrologische Fachblatt. Es enthält Methoden-Diskussion und zum Teil interessante astrologische Porträts von berühmten Menschen.

Bücher über die okkulte Szene

Die Rückkehr des Imaginären. Märchen, Magie, Mystik, Mythos, Anfänge einer anderen Politik (Sammelband)

Trikont-Dianus Verlag, 26 Mark

Ernest Bornemann, Hans Peter Duerr, Robert Jungk, Volker Elis Pilgrim und viele andere Autoren bekennen sich zu ihren mystischen Adern. Für die deutsche Szene das bislang wichtigste Dokument.

Marilyn Ferguson

Die sanfte Verschwörung. Persönliche und gesellschaftliche Transformation im Zeitalter des Wassermanns

Sphinx Verlag, 38 Mark

Die Autorin Ferguson versucht eine Zusammenfassung von avancierter Gehirnforschung und Medizin - was ihr nicht immer gelingt. Aber sie informiert kompetent über die »New Age«Bewegung in den USA, die - man lese und staune - unter anderem von Lockheed und Kellogg's gesponsort wird. Eine umfassende Bestandsaufnahme der US-Szene, deren wissenschaftlicher Anspruch jedoch mit großer Vorsicht zu genießen ist.

Colin Wilson

Das Okkulte. The Ultimate Book For Those Who Walk With The Gods

März Verlag, 25 Mark

Wilson gibt einen umfassenden Oberblick über die Geschichte des Okkultismus und der Magie. Das Buch erscheint im Herbst 1982 (trotz des englischen Untertitels auf deutsch).

Bücher über Wissenschaft und Okkultismus

Lyall Watson

Geheimes Wissen. Das Natürliche des Übernatürlichen

Fischer Taschenbuch Nr. 2029, 7,80 Mark

Der Biologe Watson gibt einen gut lesbaren Überblick über rätselhafte Ergebnisse neuerer Forschungen der Biologie, Physik und Psychologie. Er kann die Seriosität der von ihm zitierten Arbeiten zwar nicht garantieren, aber er trägt sie auch nicht in der Pose der Verkündung vor.

Fritjof Capra

Der Kosmische Reigen. Physik und östliche Mystik - Ein zeitgemäßes Weltbild

Otto Wilhelm Barth Verlag, 34,80 Mark

Capras These: Östliche Philosophie hat schon lange begriffen, woran Teilchenphysiker noch knacken - die Struktur des Universums. Capra zeigt verblüffende Parallelen zwischen avancierten physikalischen Hypothesen und Axiomen der östlichen Philosophie. Das Buch ist ebenso eine Einführung in die Elementarteilchen-Physik wie ein Reader zur indischen und chinesischen Philosophie.

Hans Peter Duerr (Hg.)

Der Wissenschaftler und das Irrationale

Autoren- & Verlagsgesellschft Syndikat, 68 Mark

Duerr versammelt in dem zweibändigen Werk Stimmen aus allen Wissenschaftsbereichen zu den »Rätseln« insbesondere der Ethnologie und Psychologie. Erkenntnistheoretische Aspekte stehen im Vordergrund.

Hans Peter Duerr

Traumzeit. Über die Grenze zwischen Wildnis und Zivilisation

Autoren- & Verlagsgesellschaft Syndikat, 25 Mark

Duerrs Bestseller (er wurde über 20 000 mal verkauft) war so etwas wie die Ehrenrettung okkultistischer Beschäftigung in der Universität. Sein Thema sind die »unwissenschaftlichen« Grenzüberschreitungen im Bereich der Erfahrung, die anderes zutage fördern als der Seminarismus.

Bücher *zum* I-Ching

Richard Wilhelm (Hg.)

I Ging. Das Buch der Wandlungen, 38 Mark

Das Buch gilt weltweit als die beste Übersetzung des I-ching in eine westliche Sprache, sogar die amerikanische Ausgabe basiert auf der deutschen. Sie enthält zudem einen umfangreichen Materialien- und Kommentar-Teil.

Martin Schönberger

Verborgener Schlüssel zum Leben. Weltformel I Ging im genetisehen Code

Otto Wilhelm Barth Verlag, 18 Mark

Der Arzt Schönberger beweist, daß das System des I-ching und das System der genetischen Codes ein und dieselbe Sache sind. Das Buch, das trotz des Vorwortes eines IBM-Mathematikers ohne große Resonanz blieb, wäre immer noch eine

wissenschaftliche Auseinandersetzung wert.

Empfehlenswerte Einführungen in die Astrologie

Fritz Riemann
Lebenshilfe Astrologie
München 1976, 26 Mark

Liz Greene
Kosmos und Seele
Frankfurt 19 78, 34 Mark

Ernst Xylander
Lehrgang der Astrologie
Origo Verlag, 42 Mark

-

Konkret 08/82, S. 58

Iring Fetscher

Konkret-Extra
Die okkulte Welle - Der neue Irrationalismus

In Notzeit, so wurde wohl früher gesagt, werden die Menschen wieder religiös. Seit die Großkirchen den Bedarf an Irrationalismus nicht mehr so komplett zu befriedigen pflegen wie einst, wächst die Attraktivität exotischer Sekten und die Faszination durch allerlei Wundertäter und Wahrsager. Man blickt um sich und stellt überrascht fest, daß die engagierten linken Aufklärer von gestern mit einem Mal zu Medizinmännern, Gurus, Magiern und Schamanen pilgern, von deren Heiltätigkeiten sie sich jenes Wunder versprechen, das sie einst durch die Revolution selbst mit herbeiführen wollten. Aus der Welt der veränderbaren sozialen und politischen Verhältnisse wechseln sie in eine »andere Wirklichkeit« über, die weniger Widerstand gegen die Erfüllung ihrer heißen Wünsche zu leisten verspricht. Werden sie von dort noch einmal zu uns zurückkehren?

Aber - ernsthaft gesprochen - wie sollten wir jene Welle des Irrationalismus, der Wundersehnsucht verstehen? Handelt es sich um schiere Flucht, um offene Desertion, Feigheit vor der schmerzlich empfundenen Realität? Oder steckt hinter der Bewegung ein berechtigtes Motiv, zumindest jedoch ein bisher übersehener Mangel der rationalen Aufklärer und der fortschrittsgläubigen Reformer?

Es wäre unbarmherzig und sinnlos, wenn man jene, die sich dem neuen Irrationalismus überlassen haben, moralisch diffamieren und beschimpfen wollte. Sie reagieren auf eine Not, für die sie selbst nur sehr teilweise verantwortlich sind. Die Aufforderung, »symptomfrei« die bestehenden Irrationalitäten in der Wirklichkeit zu »verarbeiten«, kommt der Forderung gleich, das Widersinnige zu akzeptieren: eine Welt, in der die Supermächte sich einem selbstmörderischen Rüstungswettlauf überlassen, in der die hochindustrialisierten Gesellschaften vor dem Problem stehen, wie sie genügend neue Warenbedürfnisse schaffen sollen, um die erhöhten Produktionskapazitäten nutzen und die vermehrten Warenmassen absetzen zu können und in der gleichzeitig große Teile der Weltbevölkerung dem schieren Hunger oder doch entsetzlicher Unterernährung ausgeliefert sind; in der emsig daran gearbeitet wird, die Ökosphäre durch Industrieabfälle, Insektizide, Kunstdünger, Autoabgase, radioaktive Verseuchung usw. zu zerstören und in der diese Entwicklung noch immer als Fortschritt angesehen wird. Eine solche Welt läßt sich nur schwer als »vernünftig« ansehen.

Dennoch ist der Versuch, mit Hilfe religiöser Vorstellungen in die Welt Sinn zurückzubringen, wenig aussichtsreich, auch wenn religiöse Lehren vorübergehend große Massen mit einer Selbstgewißheit und einem Gefühl für den Sinn ihres Daseins ausstatten können, das Berge zu versetzen oder wenigstens Kriege zu gewinnen erlaubt.

Gegenüber einer Art von Rationalismus hat freilich der Irrationalismus teilweise recht. Ich meine jene positivistische Halbierung der Wirklichkeit, die nur das Zählbare, Quantifizierbare als Realität anerkennen möchte und alle »Qualitätsbegriffe« als irreal vernachlässigt. Im Lichte solcher Auffassungen reduzieren sich schließlich die Probleme menschlichen Zusammenlebens auf die »optimale Anpassung« des individuellen Verhaltens an die Bedürfnisse der jeweiligen »Systemerhaltung« und erscheint das lebendige Individuum mit seinen Wünschen, Hoffnungen, Vorlieben und Sehnsüchten lediglich als unvermeidlich einzukalkulierender (und tunlichst zu manipulierender) Störfaktor.

Aus dem Bedürfnis heraus, sich gegen jene Weltsicht und das Verhalten von Technokraten, das ihr korrespondiert, zur Wehr zu setzen, kann die Flucht in den Irrationalismus verstanden, wenn auch nicht schon gerechtfertigt werden. Indem der einzelne auf dem Recht seiner irrationalen Einzigartigkeit insistiert, wehrt er zugleich seine Verwandlung in ein angepaßtes Rädchen des »Systems« ab.

Von jener fluchtförmigen Abwehr sind aber jene Tendenzen der Gegenwart zu unterscheiden, die zu einer Stärkung von Phantasie und Kreativität aufrufen, in deren Dienst dann durchaus die realitätsprüfende und korrigierende Vernunft stehen kann. In einer Fernsehdiskussion hat unlängst Erich Kuby zugleich mit den irrationalen Fluchtbewegungen unserer Zeit die Begeisterung für die phantasievollen Erzählungen von Michael Ende als Symptome einer unheilvollen Abkehr von gesellschaftlicher Verantwortung hingestellt.

Michael Endes »Momo« ist aber nur eine phantasievoll eingekleidete kritische Anklage gegen die Welt der kapitalistischen Industriezivilisation. Kinder, die noch nicht durch die Institutionen geprägt sind, erscheinen den Anwälten der »Zeit-Bank«, die darum bemüht sind, alle Menschen zu homines economici zu machen, als die »natürlichen« Feinde.

Kinder lassen sich sehr viel schwerer zum Zeit-Sparen bringen als alle anderen Menschen. Daher lautet eines unserer strengen Gesetze: Kinder kommen erst zuletzt an die Reihe. Diese fehlende Angepaßtheit der Kinder an eine

»rationalisierte« Gesellschaft ist aber kein schierer Ausdruck von Irrationalität, sondern Folge ihres berechtigten Glücksbedürfnisses, das die rationalisierte Welt bedroht.

Indem die Erzählung »Momo« die Widerstandsfähigkeit und das Glücksbedürfnis von Kindern, die nicht im Maximalkonsum und im Maximaleinkommen ihre Lebenserfüllung suchen, beschwört, stärkt sie das kritische Potential, das imstande sein wird, die gesellschaftlichen Verhältnisse einer widersinnig gewordenen Wachstums- und Überflußgesellschaft zu verändern. Zur erfolgreichen Veränderung wird freilich nicht nur Phantasie und Kreativität, sondern auch Vernunft notwendig sein. Eine Vernunft, die im Dienst kreativer Veränderung steht, und einer Phantasie, die nicht im fernen Lande »Phantasien« sich selbst genügt, sondern zur Erde zurückkehrt, um an ihrer Vermenschlichung teilzunehmen. So jedenfalls lese ich die »unendliche Geschichte« des gleichen Autors.

Es kann ja sein, daß nicht alle Leser Michael Ende so lesen, wie ich es für »richtig« halte, die Gleichsetzung der Mobilisierung von Phantasie mit Irrationalismus ist ein verhängnisvoller Fehler. Er fixiert uns nämlich auf jene Einseitigkeit, deren verhängnisvolle Konsequenz gerade das »Auswandern« in den Irrationalismus von Jugendsekten und Schamanenbegeisterung ist.

Phantasie, heute dem Ressort des Unbewußten zugeteilt und in der Erkenntnis als kindisch urteilsloses Rudiment verfemt, stiftet allein jene Beziehung zwischen Objekten, in der unabdingbar alles Urteil entspringt: wird *sie ausgetrieben,* so wird *zugleich das Urteil,* der *eigentliche Erkenntnisakt exorziert.*

Gegen jenes von Emotionen »gereinigte« Denken, das zur instrumentellen Vernunft verarmt und schließlich tautologisch wird, hat noch die Flucht in den Irrationalismus recht, aber sie ist noch immer Flucht, gegen die sich zu wehren eine Aufgabe bleibt, die allerdings ohne den gleichzeitigen Kampf für eine bessere Welt nicht gelöst werden kann.

Der Frankfurter Politologe Iring Fetscher, 60, beschäftigt sich neben seiner wissenschaftlichen Arbeit schon seit Jahren mit dem Phantastischen. Im September '82 erscheint von ihm im Claassen-Verlag ein neues »Märchen-Verwirrbuch«: »Der Nulltarif der Wichtelmänner«.

Konkret 08/82, S. 56

Otto Köhler

Der häßliche Deutsche
Nobel, wandernd und rechts

Alle guten Bundesbürger haben Respekt vor dem Amt das Bundespräsidenten. Doch einer mißachtet es. Seine Adresse: Villa Hammerschmidt

Karl Carstens, unermüdlicher Wanderer zwischen NSDAP, SA und CDU, hat seit Mai 1979 einen Jagdschein: den Paragraphen 95 des Strafgesetzbuches. Diese Strafbestimmung sieht Gefängnis nicht unter drei Monaten für den vor, der »öffentlich in einer Versammlung oder durch Verbreitung von Schriften, Schallaufnahmen, Abbildungen oder Darstellungen den Bundespräsidenten verunglimpft oder dazu auffordert.« Zwar kann das Gericht die Mindeststrafe unterschreiten, wenn »mildernde Umstände« vorliegen. Doch eine Justiz, deren oberster Vertreter Ernst Benda ist, wird kaum in Person und Verhalten von Carstens einen mildernden Umstand für den erblicken, der den Bundespräsidenten wahrheitsgemäß darstellt und ihn dadurch verunglimpft.

Daß sein Jagdschein eigentlich eine Gegenleistung erfordert, muß der frischgewählte Bundespräsident bei seiner Antrittsrede (»Ich will allen Bürgern dienen«) noch gewußt haben. Damals, am 1. Juli 1979, erwähnte er auch die Auseinandersetzungen, die sich »an der Frage des Baus von Kernkraftwerken« entzünden. Damals, von einer Ahnung der Würde seines Amtes bewegt, erklärte er: »Es kann nicht die Aufgabe des Bundespräsidenten sein, diese Fragen entscheiden zu wollen.« Zwei Jahre später, am 12. Juni 1981 bestätigte er in einer Rede zum Silberjubiläum des Kernforschungszentrums Karlsruhe, daß ihm diese selbst verkündete Würde keinen Deut mehr wert ist. Er bekannte sich vor den Interessenvertretern der Atomenergie als ihr Parteigänger: »Ich habe in letzter Zeit mehrfach meine Oberzeugung ausgesprochen, daß wir in unserem Lande auf Kernenergie bis auf weiteres nicht verzichten können.« Was der Amtseid dieses Präsidenten gilt, bekamen die Gewerkschaften als erste zu spüren. Vor der Wahl hatte die Mitgliederzeitschrift »Metall« Carstens einen »extremistischen Scharfmacher« und einen »schlechten Kandidaten« genannt, danach aber aus Respekt vor dem Amt jegliche Kritik an ihm unterlassen. Doch Carstens schlug als Bundespräsident zurück. Vor Betriebsräten in München sprach er von »Aufsätzen in Gewerkschaftszeitungen«, deren »Phraseologie schwerlich anders als kommunistisch« zu nennen sei. Als »Metall« in seinem Amt nachfragte, wer da wohl gemeint sei, konnte oder wollte der Präsident sich nicht mehr erinnern.

In Wahrheit hat er ein ausgezeichnet funktionierendes Gedächtnis. Dem »Münchner Merkur«, der vor der Wahl Carstens-Kritiker als »Mülltonnentypen« registriert hatte, stattete er als Präsident einen Besuch ab, wobei er »wirklich gern einmal an dieser Stelle« sagte, wie ermutigend es für einen Politiker sei ' wenn »in der Presse Gedanken geäußert werden, die mit den seinen übereinstimmen«. Davon kann er gar nicht genug kriegen. Unmittelbar nach seiner Kritik an der Gewerkschaftspresse empfing Carstens in seinem Amtssitz die »Bild«Chefredakteure (»Präsident Carstens ließ sich vom 'Bild'-Chef alles erklären und steuerte selbst eine gute Idee bei«). Das geschah genau in der Woche, in der - das zweite Wallraff-Buch war erschienen - überall über Einbruchsdiebstahl, Abhöraktionen, und Fälschungen durch »Bild«-Redakteure diskutiert wurde. »Wir haben keinen Grund gesehen, die Bild-Zeitung deswegen nicht zu empfangen«, erklärte Carstens-Sprecher Diehl auf eine entsprechende Frage.

Der »noble Staatsmann«, der »von der Meute absticht« (»Deutsche Nationalzeitung«) und der nach dem Geständnis seiner eigenen Ehefrau (»Veronika, Du mußt Dich gerade halten!«) bis ans Lebensende seine alten schwarzen Soldatenstiefel tragen möchte, weiß, wer seine Freunde sind. Daran denkt er besonders beim Verleihen von Orden. Das Bundesverdienstkreuz ! ur die Kriegsverbrecher-Betreuerin und verdiente Antisemitin Josephine Jürgens war weder ein Versehen noch eine Ausnahme.

Als Carstens sechs Wochen nach seiner Amtsübernahme anläßlich eines offiziellen Besuches des niederländischen Außenministers die Freilassung der letzten beiden Kriegsverbrecher im Gefängnis Breda forderte, waren Politiker aller niederländischen Parteien verblüfft über diese Taktlosigkeit eines ehemaligen NSDAP-Mannes. Und Argentiniens Demokraten reagierten entsetzt, als der deutsche Bundespräsident im Sommer 1981 Oberst Juan Jose Masi das Bundesverdienstkreuz »hauptsächlich im Hinblick auf die Verteidigung der absoluten Pressefreiheit« verlieh. Bevor Masi als Militärattache in die Bundesrepublik kam, war der von Carstens ausgezeichnete Oberst als Folterspezialist und Massenmörder in seiner Heimat tätig und dort auch als Leiter des Presseamtes oberster Zensor. Ihn zum absoluten Hüter der Pressefreiheit zu ernennen, das ist so, als mache man einen fanatischen Nazi zum Präsidenten eines demokratischen Staates.

Ob er Rechtsradikale wie den Alt-Nazi Kurt Ziesel mit auf Staatsbesuch in das vom Faschismus befreite Portugal nimmt, oder ob er aus seiner »fünfzigjährigen Erfahrung« -seit anno 33 also - bei der »Erhaltung des Friedens« die

Friedensbewegung diffamiert, die Bergpredigt heruntersetzt oder die »Notwendigkeit einer Nachrüstung« behauptet, Karl Carstens ist eine einzige Verunglimpfung des über den Parteien stehenden Amtes, in das er gewählt wurde. Und jetzt rächt sich auch noch, daß angesichts der sicheren Carstens-Wahl (»Die Zeit« damals: »Tatsächlich hält die Union an Carstens fest, nicht obwohl, sondern weil er NS-Parteigenosse war«) die Sozialdemokraten im März 1979 auf eine gerichtliche Nachprüfung seiner Qualifikation verzichteten. Damals mußte Karl Carstens wegen einer strafbaren uneidlichen Falschaussage vor einem Bundestagsausschuß mit einer Gefängnisstrafe bis zu fünf: Jahren - die Dauer seiner Amtszeit - rechnen. Doch auf einen Wink des Kanzlers zog der SPD-Abgeordnete Günther Metzger seinen Vorwurf zurück, Carstens habe das Parlament belogen. Metzger damals: Carstens habe nur die Unwahrheit gesagt, doch das beinhalte nicht den »Vorwurf einer schuldhaften Falschaussage.« Hocherfreut zog Carstens seine Klage gegen Metzger zurück, zahlte die Gerichtskosten und ließ sich wählen.

Ungeklärt blieb so die Rolle, die Carstens von 1968 bis Herbst 1979 als Staatssekretär im Bundeskanzleramt und oberster Kontrolleur des Bundesnachrichtendienstes (BND) spielte. Carstens behauptete, er habe nichts von den Waffenschiebungen des BND gewußt, doch Dokumente überführten ihn in der Unwahrheit.

Jetzt, am letzten Juni-Montag, trieb es den obersten Agentenführer von damals nach München-Pullach. Der Bundespräsident stattete dem BND einen Besuch ab, nachdem KONKRET berichtet hatte, wie während seiner Amtszeit als Staatssekretär Agent Langemann mit Wissen des Bundeskanzleramtes nach Washington geschickt wurde, um dort aus den Archiven belastende NS-Dokumente damaligen Bundeskanzlers Kiesinger verschwinden zu lassen. Solche Vergangenheitsbewältigung würdigte das zum Bundespräsidenten avancierte NSDAP-Mitglied, in dem es den »lieben Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen des Bundesnachrichtendienstes« sein »Vertrauen« aussprach und ausdrücklich hinzufügte, »in den 26 Jahren des Bestehens des Bundesnachrichtendienstes haben Sie bewiesen, daß Sie den schwierigen Aufgaben gewachsen sind.« Der einstige Langemann-Chef vor seinen versammelten Pullacher Agenten: Die Politiker, die den BND »nutzen, ja sich auf seine Wirksamkeit verlassen«, sollten auch »öffentlich zu ihm stehen«.

Mag sein, daß er sich als ehemaliger oberster Agentenchef vor seine Leute stellen muß -doch wer, der Aufgabe und Würde des Präsidentenamtes wirklich kennt, darf noch für Karl Carstens bürgen? Z

Karl Carstens, geh. 1914, bis 1945 NSDAP- und seit 1955 CDU-Mitglied, wurde 1979 zum Bundespräsidenten gewählt.

Konkret 08/82, S. 60

Kuno Haberbusch

Hausbesitz zum Nulltarif

Überall in der Bundesrepublik fehlen billige Wohnungen. Deshalb zahlt der Staat Millionen von Subventionen für den Bau von Sozialwohnungen. Großverdiener und Abschreibungsgesellschaften haben daraus ein fettes Geschäft gemacht, besonders in Berlin

Die Obentrautstraße in Berlin-Kreuzberg ist nicht die allerfeinste Adresse. So schlecht ist es dort allerdings auch nicht, daß das Land Berlin einigen Eigentümern mehr als 6,3 Millionen Mark zuschießen müßte, damit dort ein Neubau mit 14 Wohnungen errichtet wird, der insgesamt nur 3,9 Millionen kostet. Daß dies dennoch geschieht, hat andere Gründe. Das Beispiel Obentrautstraße unterscheidet sich dabei in nichts von vielen hundert anderen Baustellen in allen Berliner Bezirken. Es ist ein ganz alltäglicher Fall:

Ende 1979 erhält die Obentrautstraße 44 einen neuen Eigentümer: »Ricci & Wichmann Immobilienanlagen GmbH«, Wilhelmsaue 39-41, 1000 Berlin 41. Die Namen der drei Gesellschafter: Morgenroth, Demuth und Krogmann. Diesem Trio gehört auch eine - ebenfalls zum »Ricci & Wichmann-Konzern« zählende - Bauunternehmung: »Demuth & Co. Bauausführungen Ingenieurbüro GmbH, KG«, Wilhelmsaue 39-41.

Das Schicksal des Hauses mit den dringend benötigten billigen Altbauwohnungen ist damit besiegelt: Abriß und Neubau lautet die Planung. 14 Wohnungen mit einer Durchschnittsgröße von 91,31 Quadratmetern sollen hier im Rahmen des »öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbaus« entstehen. Die Geldgeber dieses Neubaus sind zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht vorhanden. Sie werden sich erst einige Monate später in einer Eigentümergesellschaft mit dem Namen »R & W Immobilienfond Nr. 33« zusammenfinden. Hierbei handelt es sich um eine sogenannte »Gesellschaft des Bürgerlichen Rechts«, die unter anderem den großen Vorteil hat, daß die Namen der Gesellschafter - und damit die der Eigentümer des Neubaus - in keinem Handelsregister oder Grundbuch auftauchen. Sie bleiben der Öffentlichkeit also verborgen.

Vorerst besorgt »Ricci & Wichmann« als selbsternannter Treuhänder die Geschäfte. Und damit alle daran Beteiligten auf ihre Kosten kommen, setzt sich »Ricci & Wichmann« mit einer anderen Firma zusammen: »Freye-Immobilien GmbH«, Kurfürstendamm 45, 1000 Berlin 15. Es ist eine Abschreibungsgesellschaft. Ihre Selbsteinschätzung lautet völlig zu Recht: »Eine erste Adresse für steuerbegünstigte Kapitalanlagen«. Die beiden Firmen, langjährige Geschäftspartner, tüfteln gemeinsam einen Finanzierungsplan aus, der zusammen mit der Wirtschaftlichkeitsberechnung und der Kostenkalkulation am 20. August und am 9. Oktober 1980 bei der für solche Vorhaben zuständigen senatseigenen Wohnungsbaukreditanstalt (WBK) in der Bundesallee 210 eingereicht wird.

Danach werden aus der exklusiven Kundenkartei von Freye-Immobilien die sechs bis acht Geldgeber des Neubaus ausgesucht und angeschrieben. Es handelt sich ausschließlich um Spitzenverdiener, die mit ihren Steuern lieber ihr Eigentum vergrößern anstatt die Beträge an das Finanzamt abzuführen. In einem kleinen Prospekt werden sie darüber informiert, was für Vorteile ihnen die Beteiligung an der Obentrautstraße 44 bringt: Ihr Eigenkapitaleinsatz wird vollständig durch gesparte Steuern refinanziert. Sie erhalten zusätzlich noch Bargeld (für eine Beteiligung von 100.000 Mark immerhin knapp 75.000 Mark während der ersten 15 Jahre). Und für die Zukunft haben sie sich einen lebenslangen Nebenverdienst in Form von Mieteinnahmen gesichert.

Ermöglicht wird das alles durch »Verlustzuweisungen«.* Sie entstehen dadurch, daß anfangs den Kosten des Neubaus noch keine Einnahmen - also Mieten und staatliche Subventionen - gegenüberstehen. Hinzu kommt, daß die Eigentümer steuerrechtlich so tun dürfen, als ob ihr Neubau jährlich an Wert verliert. Sie können ihn abschreiben. Obwohl jeder weiß, daß der Wert von Immobilien von Jahr zu Jahr steigt, dürfen die neuen Hauseigentümer in den ersten beiden Jahren jeweils zehn Prozent der Neubaukosten von ihrem Einkommen abziehen, in den nächsten zehn Jahren jeweils drei Prozent und danach jeweils 1,25 Prozent. Nach 15 Jahren ist der Neubau bereits zu 54 Prozent abgeschrieben.

Geldgeber beziehungsweise Treuhänder müssen vor allem darauf achten, die Kosten so hoch wie möglich zu schrauben. Denn je höher die Kosten, desto höher die jährlichen Verlustzuweisungen durch Abschreibung. Für eine Beteiligung von 100.000 Mark am Neubau Obentrautstraße 44 sieht das so aus: Während der ersten vier Jahre ergeben sich Verlustzuweisungen von insgesamt 180 Prozent bezogen auf 100.000 Mark Beteiligung. Diese 180 Prozent, also 180.000 Mark, darf unser Geldgeber von seinem zu versteuernden Einkommen absetzen. Bei einem angenommenen Jahresverdienst von 260.000 Mark ergibt das innerhalb von vier Jahren eine Summe von 1,04 Millionen Mark. Das wären immerhin 582.400 Mark Steuern beim Höchststeuersatz von 56 Prozent. Unser Eigentümer darf aber seine 180.000 Mark Verlustzuweisung vorher abziehen, so daß sich noch ein Einkommen von 860.000 Mark ergibt. Bei 56 Prozent Steuern ergibt das jetzt nur noch rund 481.000 Mark, die an das Finanzamt zu zahlen sind. Dadurch wurden 100.000 Mark Steuern

gespart. Und genau diese 100.000 Mark bringt er während dieser vier Jahre insgesamt als seinen »Eigenkapitalanteil« am Neubauprojekt Obentrautstraße 44 ein. Wobei ein Steuerzahler natürlich seinen Anteil so hoch ansetzen kann, daß keine Steuern mehr nachbleiben.

Eigentümer eines Mietshauses zum Nulltarif also. Allerdings erhält er ja nicht nur in den ersten vier Jahren Verlustzuweisungen, sondern auch in den weiteren Jahren. Diese werden natürlich vom steuerpflichtigen Einkommen abgezogen. Die dadurch gesparten Steuern bedeuten jetzt Bargeld. Im Fall der Obentrautstraße 44 sind das bei einer 100.000-Mark-Beteiligung während der ersten 15 Jahre immerhin nochmals knapp 75.000 Mark als Zusatzgeschenk. Und für die Zukunft ist die Not vieler Menschen in Berlin seine Garantie. In den Prospekten für Abschreibungsobjekte steht zu lesen: »Die Wohnungsnot vieler Menschen ist die sicherste Garantie für Ihre zukünftigen Mieteinnahmen aus ihrem Haus.« Der mittlerweile gefeuerte Neue-Heimat-Chef Heinz Vietor gehört zwar nicht zu den Geldgebern der Obentrautstraße 44, aber die Bilanz seiner auf die gleiche Art betriebenen Vermögenspolitik, also Eigentum an Mietshäusern ausschließlich durch gesparte Steuern zu erwerben, zeigt die Attraktivität dieser Branche - Vietor ist in Berlin an 217 Wohnungen beteiligt.

Der Weg dahin ist einfach. Wenn sich die angeschriebenen Spitzenverdiener zu einer Beteiligung am Projekt Obentrautstraße 44 entschließen - und es gibt keinen Grund, dies nicht zu tun -, hilft der Prospekt weiter: »Die Zeichnungsbeträge zuzüglich der Emmissionskosten sind bei der als Treuhandbank fungierenden Berliner Volksbank e. G., Kaiserdamm 86, 1000 Berlin 19, auf ein Treuhandkonto einzuzahlen.« Wer nun allerdings glaubt, daß die »Eigentümer« wenigstens das Porto für den Brief an die Abschreibungsgesellschaft aus der eigenen Tasche zahlen müssen, irrt gewaltig. Hinweis auf Seite 3 des Prospekts: »Die im Zusammenhang mit der Beteiligung am R & W Immobilienfonds Nr. 33 entstandenen und vom Zeichner persönlich getragenen Werbungskosten (Reisekosten, Porto, Zinsen für Kredite etc.) können über die Treuhänderin für den Zeichner geltend gemacht werden. Die Zeichner werden gebeten, die entsprechenden Belege des Vorjahres jeweils zum 3 1. 1. einzureichen.«

Die so in der Gesellschaft »R & W Immobilienfonds Nr. 33« zusammengeschlossenen Geldgeber des Hauses Obentrautstraße 44 haben »Ricci & Wichmann« jetzt auch offiziell als Treuhänderin eingesetzt. Dadurch verteuert sich der Neubau zwar um ungefähr eine Million Mark, aber das macht nichts, weil es den Geldbeutel der »Eigentümer« ja nicht belastet. »Ricci & Wichmann« verdient an diesem Neubau nicht nur durch die Treuhandtätigkeit - im wesentlichen »Leistungsvergütungen« für Geldbeschaffung, Verhandlungen und Einholen von Genehmigungen -, sondern auch durch die Funktion als »Generalunternehmer«. Die anfallenden Aufträge und Arbeiten des Neubaus verteilen Ricci & Wichmann auf alle zum eigenen Konzern gehörenden Firmen. Zwar dürften »Ricci & Wichmann« nach den Bestimmungen des Städtebauförderungsgesetzes eigentlich nicht als Sanierungsträger tätig werden, aber der Berliner Senat setzte sie am 21.8.79 dazu ein. Das erhöht vermutlich die Gewinnspannen, da keine Konkurrenz vorhanden ist. Und außerdem erhöht es die Kosten, woran alle Seiten interessiert sind. Deshalb beträgt der Anteil des Eigenkapitals - also des Betrags, den die Geldgeber durch gesparte Steuern aufgebracht haben - nicht etwa 100 Prozent des benötigten Gesamtkapitals, sondern lediglich knapp 20 Prozent. Die restlichen 80 Prozent werden auf dem Fremdkapitalmarkt beschafft. Denn viel Fremdkapital bedeutet hohe Zinskosten. Das benötigte Gesamtkapital für die Obentrautstraße 44 beträgt 3.987.400 Mark. So hoch sind die Kosten einschließlich der vermutlich aufgeblähten Gewinne. Bei der Pfälzischen Hypothekenbank werden 1,86 Millionen Mark besorgt. Dafür kassiert die Bank, die vorwiegend für solche lukrativen Geschäfte eine kleine, versteckte Geschäftsstelle am »Tauentzien« eingerichtet hat innerhalb der ersten 15 Jahre 3,i Millionen Mark Zinsen.

Doch das Geschäft mit den Berlin-Darlehen - für die das Land Berlin auch noch eine Bürgschaft übernimmt - ist noch aus einem anderen Grund attraktiv: 20 Prozent der Darlehenssumme darf der Darlehensgeber sofort von seiner Steuerschuld abziehen. An dem im Berlinförderungsgesetz festgeschriebenen Steuergeschenk möchten natürlich auch unsere Eigentümer teilhaben. Deshalb ist ihre Beteiligung am Neubauprojekt zusätzlich gekoppelt mit einer Beteiligung an einem Darlehensfond. Und von einem solchen Darlehensfond besorgt sich »Ricci & Wichmann« nochmals 1,2 Millionen Mark Fremdkapital. Insgesamt also drei Millionen Mark Fremdkapital. Als Eigenkapital werden der Wert des Grundstückes (262 000 Mark) und 248. 950 Mark Bargeld sowie ein sogenanntes Tilgungsstreckungsdarlehen von 244. 800 Mark eingebracht.

Durch diesen hohen, aber gewollten Fremdkapitaleinsatz ergibt sich eine sogenannte Kostenmiete von 23 Mark pro Quadratmeter im Monat. Kein Mieter könnte sie bezahlen. Die gesetzlich festgelegte Einstiegsmiete beträgt 5,24 Mark ohne Heizkosten (Die Zahlen stammen von 1980, dem Bewilligungszeitpunkt des Projektes Obentrautstraße 44). Die Differenz von 17,76 Mark je Quadratmeter im Monat erhalten die Eigentümer vom Staat. Deshalb werden auch die Unterlagen bei der für die Subventionierung im Berliner Wohnungsbau zuständigen Wohnungsbaukreditanstalt eingereicht. Am 12. Januar 1981 erteilte die WBK für die Obentrautstraße ihren sogenannten Bewilligungsbescheid: Genau 3.832.489,56 Mark an öffentlichen Subventionen erhalten die Eigentümer während der ersten 15 Jahre. Davon zwei Drittel

- das sind 2.554.993,04 Mark - als nicht zurückzuzahlender Zuschuß (= Geschenk), ein Drittel, genau 1.277.496,52 Mark - als zins- und tilgungsfreies Darlehen für 30 Jahre.

Weil den Mietern aber nicht zuzumuten ist, daß sie nach Ablauf des gesetzlich vorgesehenen 15jährigen Förderungszeitraumes plötzlich die volle Kostenmiete von 23 Mark zahlen, wird der Staat weiter subventionieren müssen. Im Prospekt heißt es: »Die Förderung der Wohnungen erfolgt über einen Zeitraum von 15 Jahren. Die Form der sich anschließenden Förderung wird der Gesetzgeber noch festlegen.« Und im Bewilligungsbescheid der WBK: »Sie sind verpflichtet, Darlehen und Zuschüsse... während der vorgesehenen Förderungsdauer *und* gegebenenfalls nach deren Ablauf anzunehmen.«

Es sei noch hinzugefügt, daß selbstverständlich auch die Abschreibungsgesellschaft »Freye Immobilien« an dem Geschäft verdient. Sie erhält den sogenannten Aufpreis, den die Geldgeber für ihre Beteiligung bezahlen müssen. Doch auch diese fünf Prozent werden aus gesparten Steuern finanziert...

Die Bilanz für das Haus Obentrautstraße 44 sieht nach 15 Jahren also wie folgt aus: Baukosten einschließlich aller Nebenkosten: 3.987.400 Mark. Staatliche Subventionen: 3.832.489,56 Mark direkt von der WBK. Indirekt durch Steuermindereinnahmen: 1,8 Millionen durch die Verlustzuweisungen (mit denen die »Eigentümer« ihre Eigenbeteiligung refinanziert und sich ihre jährlichen Ausschüttungen genehmigt haben) sowie nochmals 0,6 Millionen Mark Steuermindereinnahmen wegen der Berlin-Darlehen (20 Prozent der drei Millionen Mark Berlindarlehen, die von der Steuerschuld abgezogen werden dürfen). Das ergibt zusammen Subventionen, also Steuergelder, von über 6,2 Millionen Mark für einen Neubau, der lediglich 3,9 Millionen Mark kostet. In diesen Subventionen sind noch nicht enthalten: Wohngeld, Sozialhilfe und die weitere Subventionierung nach Ablauf der 15 Jahre. Das Haus selbst mit seinen 14 Wohnungen wurde von sechs bis acht Spitzenverdienern aus der Bundesrepublik »finanziert«, die zwar keinen Pfennig Eigenkapital investiert haben, aber die Miete kassieren dürfen.

Dies ist kein Einzelfall. Hunderte, wahrscheinlich Tausende solcher Neubauprojekte gibt es allein in Berlin. Ende 1980 erklärte der damalige Finanzsenator Riebschläger (SPD) gegenüber dem »Handelsblatt«, daß die Verpflichtungen, die das Land Berlin wegen dieser Art von Wohnungsbau seit 1972 eingegangen ist, über 18 Milliarden Mark betragen, ungefähr soviel wie der gesamte Haushalt für ein Jahr. Daß die Kosten immer steiler nach oben klettern, dafür wird in Berlin gesorgt. Während die Höchstgrenze der zulässigen Kostenmiete - bis zu der die WBK noch subventionieren darf - 1972 noch bei 11,95 Mark lag, liegt sie heute schon bei knapp 32 Mark. Tendenz steigend. 1980 - das Bewilligungsjahr unseres Beispielfalles - betrug sie noch 23 Mark.

Anfang 1981 wurde mit dem Bau von mehr als 2.000 Wohnungen einfach nicht begonnen, obwohl sie von der WBK zu 23 Mark je Quadratmeter und Monat bewilligt waren. Dieser Bauboykott führte zu Arbeitslosigkeit im Baugewerbe. Eine Untersuchung der WBK zeigte, daß in 70 Prozent der nicht begonnenen Bauvorhaben »Kostenprobleme oder Kostenüberschreitungen der Bewilligungssätze« die Ursache war. Im September '81 wies er deshalb den »Bewilligungsausschuß für den öffentlich geförderten Wohnungsbau« an, »von einer Regelung starrer Kostenobergrenzen bei berechtigten Mehrkosten abzuweichen, um einen schnellen Baubeginn sicherzustellen.«

Klartext: Die Baubranche hatte mit ihrer Taktik Erfolg, die Kostenmiete wurde wieder einmal heraufgesetzt.

Anfang März 1981 hätten die Eigentümer der Obentrautstraße 44 beinahe noch einmal Pech gehabt: Der zum Abriß vorgesehene Altbau wurde besetzt. Die Vertreibung der letzten Mieter zuvor war kein Problem gewesen, denn dafür gibt es wegen der großen Nachfrage eigens eine Branche mit allerlei obskuren Firmen und Leuten. Die Vertreibung der Hausbesetzer löste im Auftrage des Senats die Polizei: Am 10. März 198 1, morgens gegen sechs Uhr, sperrten 300 Polizisten die Umgegend hermetisch ab. Eine Spezialeinheit stürmte das Gebäude und nahm 40 Besetzer fest. Unmittelbar nach ihrem Abtransport in bereitstehenden Gefangenenwagen wurde mit dem Abriß begonnen. Neben dem Delikt Hausfriedensbruch konstruierte die Staatsanwaltschaft auch noch den Tatbestand der »Bildung einer kriminellen Vereinigung«. Am Abend kam es auf dem Kurfürstendamm zu Auseinandersetzungen zwischen Demonstranten und der Polizei. Viele Verletzte und Verhaftete waren die Bilanz. Senat, Rathausparteien und auch die Berliner Presse rechtfertigten die Räumung mit dem Hinweis auf die im Grundgesetz geschützten Rechte der Eigentümer.

Heute sind noch rund 150 Häuser in Berlin besetzt. Nach einer Modellrechnung des Berliner Mietervereins und anderer Organisationen, gestützt auf die in Berlin gültigen Subventionsrichtlinien, ergibt sich dafür folgende Rechnung: Sofern der Senat sämtliche Häuser räumen lassen würde, um danach die Vorstellungen der »Eigentümer« zu realisieren (60 Prozent der Häuser sollen »einfach« modernisiert werden, und 20 Prozent sollen eine »Luxusmodernisierung«, 20 Prozent eine Instandsetzung erhalten), ergäbe das ein Investitionsvolumen von ungefähr 361 Millionen Mark. Allein die direkte öffentliche Subventionierung würde 85 Prozent, also 306 Millionen betragen. Hinzu kämen noch die ganzen indirekten Subventionen durch Steuermindereinnahmen. Insgesamt müßten also Steuergelder von mehr als 100 Prozent der Kosten, 361 Millionen Mark aufgewandt werden. Nicht eingerechnet die entstehenden Krawallschäden und Kosten für

Polizeieinsätze, und ganz abgesehen von den Kriminalisierungen von Menschen, die ebenso wenig in Geld erfaßt werden können wie die Zerstörung gewachsener Quartiere.

Wenn das Land Berlin dagegen die Häuser zurückkauft - und dazu hat die Stadt mit einer schlichten »Anweisung« die Möglichkeit - und sie an die Besetzer in Erbpacht vergibt, so würde das die Steuerzahler mit lediglich 49 Millionen Mark belasten. Selbst wenn noch öffentliche Gelder zur Instandsetzung benötigt werden, ergibt das eine Einsparung von einigen hundert Millionen Mark.

Es bleibt abzuwarten, für welche Lösung sich der Berliner Senat entscheiden wird. Eines ist sicher: Solange sich Politiker und Massenmedien im Zusammenhang mit Hausbesetzungen ausschließlich über Steine und Gewalt ereifern, solange wird nicht über die Praktiken unserer Spitzenverdiener geredet. Denn das Motiv vieler Abschreibungsgesellschaften (Geschäftsvolumen 1981 über 10 Milliarden Mark) für ihr manchmal schon konspirativ anmutendes Verhalten ist ja nicht die Furcht vor dem Staatsanwalt - denn ihre Geschäfte sind ja völlig legal -, sondern vielmehr die Furcht vor einer informierten Öffentlichkeit. Und auch vor den kleinen Leuten, die - so eine Berechnung des Bundesbauministers - für ihren Traum vom eigenen Heim durchschnittlich neun Netto-Jahres-Einkommen aus eigener Tasche aufwenden müssen. Und vor allem vor denen, die teure Mieten in Häusern zahlen müssen, die ausschließlich mit ihren Steuergeldern finanziert worden sind. Aber wenn nicht alles täuscht, können sich die Spitzenverdiener auf die Politiker und die Presse verlassen. Während sich die Hausbesetzer auch weiterhin Sprüche anhören müssen wie »Ihr lebt ja doch nur alle auf unsere Kosten« werden den Spitzenverdienern weiterhin verlockende und unwiderstehliche Angebote zur Eigentumsbildung durch nicht gezahlte Steuern in Haus flattern.

* Sehr ausführlich und anschaulich informiert das Buch »Das Abschreibungsdschungelbuch, Geschäfte mit dem Wohnungsbau« von Micha Ulsen und Susanne Claasen, erschienen im LitPol-Verlag Berlin zu 9,80 Mark, über das Geschäft mit den Verlustzuweisungen im Berliner Wohnungsbau. Zu diesem Thema kann beim Berliner Mieterverein auch eine Ton-Dia-Show ausgeliehen werden.

Konkret 08/82, S. 66

Horst Tomayer

Deutsche Gespräche

Horst Tomayer telefonierte als Gastwirt Käser mit Professor Schmidt-Kaler

Hallo? Schmidt-Kaler

Ja, Herr Professor, grüßgott. Ihre Telefonnummer hab ich vom Bayerischen Rundfunk, von der Abteilung vom Herrn Mühlfenzl.

Mit wem sprech ich denn?

Mein Name is Käser, mir ham a Pension, Pension Vaterland in Berchtesgaden. I hab de Fernsehsendung auch gsehn, Herr Professor, und wie die Kommunistin Ihnen da eine gschmiert hat.

Ja, das war'ne Kommunistin, das hab ich hinterher erfahren.

Jetzt passens amal auf, Herr Professor, dös muaß I Eahna amal ganz ehrlich sagn, wenn mir dös passiert war, I hätt der roten Schlampen eiskalt a wieder oana gschmiert.

Ja, das wollt ich auch erst machen, Herr Käser, aber dann hab ich mir gedacht, ganz schnell, bloß nicht den kleinen Finger rühren, sonst heißts, das ist ein Gewalttäter.

Dös is doch a Unverschämtheit, daß da eine einfach dahergeht und einem Professor einfach eine neihaut.

Außerdem in einem streng abgeschirmten Studio, müssen Sie sich mal überlegen.

Wia is die denn da überhaupt neikomma?

Ja, das möcht ich auch wissen und ich schreibe heute einen Brief an den Intendanten vom Bayerischen Rundfunk, ich möchte um Auskunft bitten, denn da durfte nur streng abgeschirmt durch den Eingang, da waren schon Polizisten und zweitens dann im Studio noch. Ich glaub, das ist gezinkt und geleimt, die ganze Geschichte.

Meinens, daß da irgendeiner dahintersteckt? Der wo die neiglassen, neibugsiert hat?

Der Bürgermeister Kiesl hat mich angerufen, Herr Käser, und hat mir gesagt, er hat sich beschwert, er ist neben zwei ausländische Kommunisten gesetzt worden.

Ja, jetzt wirds alleweil noch narrischer.

Ein anderer Mann hat mich angerufen und hat gsagt, daß war ja kein faires Spiel, das war ja zwölf zu eins und einer unentschieden. Herr Kiesl hat etwas so halb, halb gesagt, der hat sich nicht so recht getraut, weil er halt so ein Politiker ist, der mittendrin steht.

Ja, die sagn halt nix, es haut ja koana mehr aufn Tisch.

Und zwölf zu eins. Die Demokratie ist bereits kaputt.

Dös is ungeheuerlich. Jetzt passens amal auf, Herr Professor, wir ham vierzig Betten, Gastronomie und im Winter a Seilbahn, wir ham viel zu tun, mei alter Vatter der is jetzt schon fünfasiebzge, der arbeitet noch mit, aber oans muaß I Eahna scho sagn, Ausländer beschäftigen wir nicht, bis auf an österreichischen Zahlkellner, aber dös is ja was anders. Herr Professor, imnen Sie Berchtesgaden? Da is eine Pizzabudn neben der andern. Türkenkiosk san da mit dem Kebab-Glump, Griechen Boazn, alles is jetzt da mittlerweil scho da.

Ach, du lieber Gott.

I sag Eahna, dös dauert nimma lang, Herr Professor, dös dauert nimmer lang, dann hoaßt dös nimma Berchtesgaden, dann hoaßts Bürchtüsgadün, dös is a sowas von skandalös.

Herr Käser, mich haben schon Leute aus Ihrer Branche angerufen, Gastwirte aus Münster, das ist ja nun nicht Berchtesgaden, das ist Münster und Hegt im Flachland, wissen Sie, wieviel griechische Lokale es in Münster gibt, das hat zweihunderttausenddreihundert Einwohner, wissen Sie wieviel?

Naa, woaß I ned.

Hundertundachtzig.

Ja was, das gibts ja net!

Und die dortigen Hotel- und Gastwirte haben große Angst um ihre Existenz. Und wissen Sie, woran das liegt, daß das so ist? Diese Leute bezahlen oft ihre Gewerbesteuer nicht.

Ah, da schaug her!

Sie fangen einfach die Kneipe

an, dann zahlen sie keine Sozialabgaben, für ihre Angestellten, das sind irgendwelche Aushilfskräfte und Verwandte, Bekannte, die sind schnell weg, wieder da, und nach ein, zwei Jahren, wenn sie genügend abgesahnt haben, dann gehn sie woanders hin und die Steuerbehörde steht dann einfach vor dem leeren Nest, und da sind dann die nächsten drin.

Dös is ja ungeheuerlich.

So wird mir das erzählt. Sie sagen ja, die deutschen Gastwirte. Wir wollen ruhig ehrlich sein, Herr Käser, die griechischen und türkischen, na, die türkischen grad nicht, also die griechischen und italienischen Gastwirte sind so manchmal ein wenig flinker, das wollen wir ruhig zugeben. Aber: der deutsche Gastwirt muß ja immer seine ganzen Sozialabgaben zahlen für die Kellner undsoweiter und der kostet ihn ungefähr, sagen wir mal wenn er 15 Mark pro Stunde bezahlt für den Kellner, dann kosten ihn die Sozialabgaben nochmal neun Mark und das ist ja das Problem, daß der deutsche Gastwirt schlechter gestellt ist als der Ausländer. Und deswegen geht das alles nach hinten.

Passens auf, Herr Professor, mein eigentlicher Anruf is ja, wir, also meine Frau wollten Ihnen und Ihre werte Gattin, und wenns Kinder haben auch, wollten wir Ihnen einmal einladen für a Woch, kostenlos.

Herr Käser, also erstmal vielen herzlichen Dank für die Einladung. Ich finde, das ist ganz prima und großartig. Und zweitens. Ich kann natürlich jetzt nicht sagen, wann ich komme,

aber Sie schreiben mir ja noch einmal. Ich finde, Ihr Anruf ist ganz prima, weil Sie das Herz auf dem rechten Fleck haben.

Was macha Sie jetzt mit der roten Schlampn, die wo Eahna oane gschmiert hat?

Da hat sich schon ein Rechtsanwalt erboten, mich zu vertreten in München, und einen Prozeß zu führen gegen die, das ist ein Doktor Dietmar Berger.

Jaa, da tun wir doch gleich a bißerl zsammenspendieren.

Is nicht nötig, der ist CSU-Landtagskandidat und ist am Obersten Landesgericht zugelassen. Und ich werd Ihnen sagen, das wird noch anders laufen: Ich schreibe heut an den Intendanten vom Bayerischen Rundfunk und schreib ihm, das ist alles gemacht, das ist alles gezinkt, und ich verlange, daß eine anständige Sendung nachgeholt wird. Schreiben Sie ruhig auch an den Intendanten, wenn Sie wollen.

Konkret 08/82, S. 68

Horst Janssen

Armseligkeiten

Diesen Sommer hat der Kunstbetrieb wieder hohe Konjunktur: Documenta, Biennale Venedig und Kunstmesse Art in Basel. Der Zeichner Horst Janssen polemisiert gegen diese Kunstvermarktung, gegen ihre Manager und Zulieferer:

Für mein gebeuteltes Hirn ist die Derzeit-Chose Kunst-Strich-Handel so sehr einunddasselbe, daß ich das eine nicht vom selben trennen kann und drum nicht weiß: soll ich den Esel oder den Sack klopfen. Naja - Sie fragen: warum überhaupt klopfen? Tj aah -ich WILL, das isses. Wirklich - ich habs schon lange gewollt, ich habe mich schon so lange drauf gefreut und mußte solange zuwarten. Und warum zuwarten? Na: 2 meiner ausgeprägten Eigenheiten sind Feigheit + »jedes zu seiner Zeit«. Drum, vor 11 Jahren wußte ich noch nicht so recht, für welche Lebensart ich mich entscheiden sollte. (Ich bin entschieden ein übriggebliebener Spätentwickler). Also: Sollte ich vielleicht mein Leben auf ein Schweizer Nummernkonto, auf einen Rolls-Royce, auf elegante Frauen abstellen, mit 'ner Notfalls-Professur obendrauf? Dann müßte ich heute noch die Klappe halten. Aber spätestens zum 14. Nov. 79 war entschieden: Ich pfeife mein Liedchen ohne Nummern-Konto + überhaupt ohne Konto + Haben; ich pfeife mein Liedchen ohne Rolls-Royce unterm Arsche, und was das Aufwendigste betrifft - die so süßen und eleganten Frauen - - da ist mir der Stift nun endlich so kurz geworden, daß es nicht mehr lohnt.

Die 2 lächerlichsten Armseligkeiten heute sind zugleich die berühmtesten Erscheinungen im Gehege Bildende Kunst: Warhol + Beuys. Und dieser Ruhm wird mit jedem überflüssigen Wort zur Sache größer + größer und drum will ich auch zu diesem Turmbau mit einem kleinen Steinchen das meinige beitragen. Zu beiden verbindet mich ein großes Mitleiden, das allerdings ein zeitlicher Vorgriff ist, da das Leiden der dann Leidenden erst übermorgen offenbar wird. Denn das ist ja grad das Reinigende des Alterns, daß man plötzlich fragt: Mensch, mein Mensch, was wollte ich eigentlich, und wieso hat mir keiner vorgesorgt, daß ich jetzt greisenwürdige Witze witzeln muß. Andy hat da einen gewissen Vorteil: In DEM Amerika, das hierfür zuständig ist, ist 'ne alte Dame genau so bunt, wie'ne werdende. Obwohl: Schon jetzt müßte er aus den taillierten Hemden raus. Diese Zerr- + Straffungen von den Hemdknöpfchen weg bei Spielbein/ Standbein und ausgestellter Hüfte sind kaum noch...

Weg von solchen Scherzen - sage ich den derzeitigen Schülern und Lernenden: diesen könnt Ihr vergessen. Er war sowieso nur der Spielball einer menschenverachtenden Managerclique, gejagt durch das Blitzlichtspalier der Journaille. Die vor einigen Monaten versuchte Deutschlandtournee??? Ich sah den Galeristen Wünsche, wie er mit süßem kleinen, ach so liebem Gesichtchen dem Reporter sagte: »... es gibt Befriedigung, wenn man ein bißchen Kunstgeschichte gestalten kann! « Ja, Sie haben richtig gelesen. Es war nämlich dieses Herrn Idee, den Andy auf deutsches Denkmalgut anzusetzen. Es sollte ein 8-Bilderzyklus werden - (ich erspare mir die Beschreibung dieser sattsam bekannten Acrylitis) - aber nach dem Kölner DOM, dem Lübecker Holstentor und dem Hamburger Michel wurde Finis geblasen. So blieb uns warholsches Bergen-Belsen erspart - denn das hatte dieser Wünsche mit eingeplant. Ich sag ja, unter jedem Morast ist noch ein Sumpf. Zurück auf Andy: Bleibt noch die oft zitierte tiefgründige Melancholie in seinen Augen: Es war keine Melancholie, sondern pure Leere, in der etwaiges Erstaunen über irgendwas keine Zuflucht hatte.

Es ist wahrhaftig ein großes Leiden in der Zeit; und ich würde ja ungemein mitleiden, wenn ich es nicht so vergnüglich hätte. Das Leiden: Klapheck DARF nie eine Libelle malen, ANTES darf nie eine Hakennase malen oder mit der Laubsäge aussägen. Zero MUSS Null bleiben und kann sich nicht dritteln, Alt DARF nie die spitze Feder benutzen und Eliasberg nicht den Pinsel, Grützke MUSS seine Mollusken in Minizahl halten, sonst kollidiert er mit den Bemühungen des Duwe. Graupner MUSS Kissen aufpusten und Hausner DARF nicht den Anzug wechseln, es sei denn... Ja - und die Wiener? Die Wiener? Fuchs ohne diesen Gedankenbrei, der von biederen Evangelischen als Mystik verstanden wird und - wenn ich mir diesen Fez vors innere Auge halte - wahrscheinlich von Fuchs selbst auch? - will ich sagen, daß mich Reinekes wegen sein Name am heftigsten an der Sache stört. Und von Brauer brauch ich ja wohl gar nicht erst zu reden. Ja gewiß, es ist ein großes Leiden in dieser so geordneten Welt (ach - grad fällt mir ein, daß eine rühmliche Ausnahme Dieter Roth heißt). Und seltsam -r seltsam -: über diesem Stumpfsinn hängt der Riesenschrei` »Kreativität«. Und der kommt nicht etwa von irgendwo - nein, dies Geschrei kommt seltsamerweise aus eben diesem Stumpfsinn. Vielleicht liegt das Geheimnis dieses Widerspruchs darin, daß sich all die Talente als Einzeller verstehen, um sich dann, symbiotisch zusammengefügt, als einigermaßen mehrzellige, kreative Kreatur zu empfinden. Wahrscheinlicher aber ist, daß es Handel + Management ist, was diesen Kreativitätsanspruch geltend macht. Und vielleicht sind wir schon lange in einem Epöchelchen, wo die einzelnen Künstler die einzelnen Farben sind und die Händler führen den Pinsel. Creation hin - Frühjahrskollektion her und im Herbste zu Köln ist Sommerschlußverkauf. Ich weiß es nicht? Jedenfalls hört man auch, daß es für die Kollektionen nicht wirklich Konsumenten gibt, daß vielmehr diese Erzeugnisse wiedermal reihum, von Händler zu Händler verkauft werden,

natürlich nicht per Money, sondern im Tauschgeschäft.

Vor mir liegt des mir freundschaftlich gesonnenen und meinerseits hochgeschätzten Johannes Gross' Mächtigkeit: die November-Nummer des »Capital« und da haben Sie dann endlich des Blödsinns alphabetisch geordnete Garde. Kunst-Journalist Dr. Willi Bongard »müht sich seit einem Jahrzehnt (!) mit stetem (1) Erfolg, Kunst während ihrer Entstehungszeit ausfindig zu machen.«

Abgesehen von diesem Schwachsinnsdeutsch (bitte lesen Sie's nochmal: »Kunst, während ihrer Entstehungszeit«), also abgesehen davon, werden Ihnen hier seit 10 Jahren inzwischen 1000 Künstler präsentiert - und das mit hoher »Trefferquote«. Wie? Nur Leute, die sich darauf spezialisiert haben, Branchenverzeichnisse auswendig zu lernen, werden sich noch einiger Namen der Namhaften aus den 70er Jahren erinnern. 50 von 100 der von diesem Herrn für die 80er angemeldeten Hersteller der hier gemeinten Bedarfsartikel schreibe ich Ihnen jetzt zum Gedächtnistraining ab.

BRAMOVIC Afrikano Anderson Antin Asher Aycock Bartlett Bartolini Baumgarten Baumgartl (!) Benglis Bochner Boetti Borofsky Burden Burgin Buthe Calzolari Cane (möglicherweise Ihr Schicksal) Castelli Chia Clemente Costa (quanto) Cragg Cucchi Devade Dezeuze Disler Dolla Elk Fleischner Fox Gensken Germana Girouard Gerz Graham Hall Head Hilliard Horn Immendorf Isnard Jaudon Jenny (SR) Kiefer Kirili Klauke Knoebel Kotzloff.

Das also sind 50 von 100 Hohlkörper, die von Dr. Willi aufgestellt sind, um in den nächsten Jahren mögliche himmlische Gnade aufzufangen. Und damit Sie auch wissen, wo's lang geht, sind ein paar Richtungen aufgezeichnet:

PERFORMANCE, New Image Painting, Performance Photokunst, Raumkunst, Architektur-Skulptur, New Image Painting, Material Kunst, Individuelle Mythologie (!), Photokunst, Skulptur, Skulptur, Individuelle Mythologie, New Image Painting, Skulptur, Photokunst, Neue Subjektivität, Skulptur, Neue Figuration, Neue Subjektivität, Arte Cifra, Spurensicherung, Skulptur, Arte Cifra, Nouvelle Peinture, Nouvelle Peinture, Neue Subjektivität, Nouvelle Peinture, Photokunst, Skulptur, Performance, Skulptur, Arte Cifra, Pattern Painting, Individuelle Mythologie, Raumkunst, Skulptur, Raumkunst, Photokunst, Performance, Neo-Expressionismus, Neue Figuration, Pattem Painting, New Image Painting, Neo-Expressionismus, Skulptur, Photokunst, Neue Malerei (sieh an?), Decoration Art.

So - aus diesem und dem davor können sie sich 'n Kartenspiel machen: »Was gehört zu Wem?« Des Schwachsinns Tüpfelchen (kein Himmel ist so groß, daß nicht noch einer draufgesetzt werden kann) - des himmlischen Schwachsinns öbersten Himmel finden Sie dann im Kästchen über der Rubrik Preise: »Preise in Mark für Arbeiten MITTLEREN Formats«.

Nein - nicht die Preise - nicht die Summen, von denen im Begleittext behauptet wird, daß sie, da es sich um die kommenden Avantissimis handelt, erschwinglich seien. Ich notiere sie dennoch mal schnell hierhin:

2.000, 15.000, 3.000, 3.000, 55.000, 90.000, 18.000, 2.500, 10.000, 1.400, 10.000, 25.000, 10.000, 12.000, 70.000, 6.000, 15.000, 15.000, 15.000, 3.500, 12.000, 12.000, 10.000, 6.000, 10.000, 6.000, 9.000, 6.000, 6.000, 15.000, 55.000, 1.500 (!), 14.000, 3.000, 8.000, 6.000, 55.000, 16.000, 12.000, 4.000, 9.000, 20.000, 4.000, 18.000, 90.000, 20.000, 12.000, 8.000, 24.000, 10.000.

Wäre s ein Turfrennen, würde ich auf die Nr. 15 (Burden) setzen, weil's die einzige SIEBEN hat. Aber das ist hier nicht gemeint. Des Schwachsinns Tüpfel ist das MITTLERE am Format. Da ich annehme, daß mit Format Höhe mal Breite oder Höhe mal Breite mal Tiefe gemeint ist, müssen Sie z. B. bei JENNY Nr. 45 als erstes recherchieren, ob der (die) nicht womöglich einerseits der Meßlatte Briefmarken paintet und am anderen Ende 8 mal 5 in Flächen mit NEW IMAGE bekleckert. Für letzteres müßten dann die Multis zusammenlegen, da ja bereits das MITTLERE »bei Hunderttausend liegt«. Naja, lassen wir das - ich will aber noch eben nachtragen: In diesem Capital-Elaborat steht irgendwo folgendes: » ... gehalten aber hat sich selten, was den Zeitgenossen von vornherein gefiel. Die längst vergessenen Salonmaler aller (!) Epochen, hochberühmt zu Lebzeiten, wären sonst die Größten der Kunstgeschichte und nicht am Anfang (!) umstrittene Maler, wie Rembrandt ... « (Zitat Ende).

Leute, Leute! Rembrandt war einer der höchstbezahlten Portraitmaler und besaß 5 respektable Häuser und kleidete seine Saskia in Samt und Seide. Und erst als er »übermütig« wurde, fing das Desaster an, was für ihn allerdings keins war. (Sein Desaster war, daß er in einem Jahr Hendrikje + Titus verlor). Rubens war zwischendurch Außenminister und Goya

gehätschelter Hofmaler. Und da ja Capital schreibt: » ... aller Epochen« - kann ich noch anfügen, daß Michelangelo tatsächlich »umstritten« war - es stritten sich um ihn die großen Städte Norditaliens. Naja, naja - was ich sagen wollte: »Salonmalerei« ist ein Ereignis des 19ten Jahrhunderts, ausschließlich und total nicht 'ne Sache »aller Epochen«. Wer immer auch für die Texte dieser Gazette zuständig sein mag, ihm sage ich: die Bongard-Chose ist nicht etwa eine Chose mit Blödsinns-Einschüben, sondern Blödsinnstext ohne Einschübe, die nicht ebenfalls Blödsinn sind - ungebrochener Quatsch. Lesen Sie's und achten Sie mal drauf , wie oft die Wörter »Sachverständige« und »Experten« drinstecken. Quasi Bindemittel des Blödsinns.

Ah - ihr Leutehen denkt, 'ne Zeichnung zum Beispiel sei Luxus? Das ist ein Pelzmantel auch. Ich würde mir schon zutrauen, Echt-Krokodil von I. G. Farben der Frau Feudel anzudrehen. Äh, äh - die Banausen, die hier in Rede stehen, WISSEN nämlich in Wahrheit, daß unter meiner Flagge derzeit mehr Fälschungen als Zeichnungen von meiner Pfote in Umlauf sind. Und solche sind gut zu erkennen: Sie sind in der Regel doppelt so groß wie die Originale. Für mich ist es eher komisch als ärgerlich, denn der Verkauf von Zeichnungen ist mein Geringstes, zumal ich gut + gern die Hälfte verschenke. Und wovon ich lebe, geht Euch Leutchen einen Pfiff an.

Ein Beispiel.

Ich verkaufe L. in Hamburg ein 35 cm x 25 cm großes Blumenstilleben für 700 Mark. (»November«-Buch: »Mit Fasanenfeder«.) Ein Herr S. »erwirbt« in München diese Zeichnung für 24.000 Mark – nur mißt die Zeichnung jetzt 60 x 40 cm. Besagter S. trifft zufällig mit seiner Beute am gleichen Tag in einer kleinen Gesellschaft auf meinen Freund T. und erzählt dem von seinem »Fang«. T. läßt den S. sich auseuphorieren und sagt dann: »Wie schön, wie schön - nur das Original habe ich.« Gleich am nächsten Tag bringt S. seinen Janssen wieder in Umlauf und ruft den T. fröhlich an mit der Mitteilung, er hätte 1,5 Gewinn gemacht. Vor ein paar Tagen kam das Ding nun auf meinen Arbeitstisch. Eine Hamburger Galerie war inzwischen gegen 14.000 Mark der unglückliche Eigentümer geworden. Der Experte F. hatte das Unglück offenbar gemacht und nun wollte die Galerie von mir eine Negativ-Expertise. Hattse gekriegt. Wo das Ding heut ist, weiß ich nicht. Bis auf einige vergilbte Kleeblätter in dem Strauß war die Chose gar nicht mal so schlecht...

Horst Janssen, 52, hat den Kunstmarkt mit seiner ungeheuren Produktivität zwar immer bedient, sich aber nie von ihm einspannen lassen (trotz vieler Auszeichnungen, u. a. 1968 der Grafikerpreis der Biennale Venedig). Ach pfeife mein Liedchen - wenn auch nicht in totaler Freiheit - so doch in Unabhängigkeit von der derzeit gewaltigsten Institution: der Dummheit + Heuchelei« - schreibt er am Anfang seines neuesten Buches »Angeber X«, das im CC-Verlag Hamburg erschienen ist und vom Christians Verlag für 48 Mark vertrieben wird.

Konkret 08/82, S. 72

Kulturnotizen

Boykott der Boykott-Boykotteure

Beim Gemüsehändler mit südafrikanischen Blut-Orangen schlägt das linke Gewissen an. Aber vor der Stereoanlage bleibt es ruhig. Dabei hat zum Beispiel Frank Sinatra für das Rassistenregime in Pretoria mehr geleistet als alle Fruchtimporteure zusammen. Seit der Reagan-Freund im letzten Jahr für eine Wochengage von 2 Millionen Dollar im südafrikanischen Las Vegas »Sun City« auftrat, ist der kulturelle Boykott gegen die Apartheidpolitik zusammengebrochen. Sinatras Pressesprecher damals: »Wir sind vollkommen zufrieden mit den Bürgerrechten. Sinatras Auftritt in 'Sun City' könnte auch andere Entertainer beeinflussen, hierherzukommen. « Er hat recht behalten. Die Liste der amerikanischen Popmusiker, die in den letzten Monaten entgegen einem UNO-Beschluß in Südafrika aufgetreten sind, ist lang, darunter auch etliche Namen von schwarzen Sängern: Beach Boys, Glen Campbell, Ray Charles, Cher, Rita Coolidge, Chick Corea, Isaac Hayes, Curtis Mayfield, O`Jays, Osmonds, Leo Sayer, Tina Turner, Village People und viele andere. Das US-Magazin »Rolling Stone« ruft jetzt zusammen mit oppositionellen südafrikanischen Künstlern zum Boykott der Boykott-Brecher auf .

Gefühle sparen mit IBM

»Textverarbeitung« per Bildschirmgerät bietet die Computerfirma IBM jetzt auch für »Dichter, Denker und Autoren« an. Unter dem Titel »Der elektronische Pegasus« stellt der Schriftsteller Dr. Robert Brenner (schon mal gehört?) sein neues IBM-Schreibsystem vor. In einem achtseitigen Artikel der

IBM-Zeitschrift »Magazin« macht er zwar auch die Feststellung, unter der in modernen Schreibfabriken schon zehntausende leiden: »Hier wird der Bediener (vom Bildschirm) ständig auf Trab gehalten.« Doch für den Dr. Brenner ist ein »Stop Code« wichtiger als rote Augen, denn »man erspart sich eine Menge Zeit, Mühe und Emotionen«. Und weil gerade ein Dichter mit seinen Gefühlen haushalten muß, weiß er: »Jeder Brief, auf den man mehr als eine Viertelstunde verwendet hat, ist es grundsätzlich wert, ein zweites Mal geschrieben und gespeichert zu werden.« Der »Stop Code« sorgt dafür, daß Anrede und persönliche Floskeln individuell bleiben. Brenner liefert Beispiele aus seiner Korrespondenz:

»Liebe Michaela, *wir bedanken uns wärmstens für die Nachricht von* Deiner neuesten Verlobung. *So haben wir die Möglichkeit,* Deinen Optimismus zu *teilen. Unsere Gedanken sind ständig bei* Dir *und wir fragen uns:* Wird sie es *schaffen,* unter die Haube zu kommen? *Mit herzlichem* Toitoitoi, Deine ... «

Oder: *»Lieber G*eschäftsfreund, *wir bedanken uns wärmstens für*die Nachricht von Ihrer Neueröffnung. So *haben wir die Möglichkeit,* Ihre mutige Zuversicht zu *teilen. Unsere Gedanken sind ständig bei* Ihnen, *und wir fragen uns:* Werden Sie es *schaffen,* an den früheren Erfolg anzuknüpfen? *Mit herzli*chen Wünschen ... «

Wirklich eine gute Erfindung. Probieren wir doch auch mal:

»Lieber Herr Dr. Brenner, *wir bedanken uns wärmstens für die Nachricht von Ihrer Lohnschreiberei für IBM. So haben wir die Möglichkeit,* Ihre Phantasielosigkeit zu *teilen. Unsere Gedanken sind ständig bei* Ihnen, *und wir fragen uns.*- Wird noch irgendein Verleger es *schaffen,* Sie zu drucken? *Mit herzlichen Emotionen,* Ihre KONKRET-Redaktion« .

Liebe Romy

Als die »Bild«-Zeitung noch Wochen nach Romy Schneiders Tod nicht mit der Leichenfledderei aufhören wollte, bekam Verleger Axel Springer einen Brief: »Die Schauspielerin Romy Schneider, engagiert in der Anti-Springer-Bewegung, hat immer wieder die journalistischen Praktiken Ihres Verlages angeprangert. Sie hat über ihren Tod hinaus recht behalten.« Die Antwort bekam der Absender Kurt Neumann in Berlin sehr rasch. »Chefredakteur z.b.V.« Nagel bemerkt zunächst, »daß Romy Schneider mitnichten engagiert in irgendeiner Anti-Springer-Bewegung tätig gewesen ist, sondern offensichtlich ihr Name für diese Zwecke mißbraucht worden ist«. Und dann zitiert er - als Beweis für »langjährige Freundschaft« - einen Brief von Axel Springer, den er nach dem Tod von Romy Schneiders Sohn an die »liebe Romy« geschrieben haben soll: »... lebe in Liebe mit David weiter. Er sieht und hört seine Mutter, und Tränen schmerzen ihn. Ich schreibe Dir das alles als die Summe von Erfahrungen in einem Leben, das nicht durch mein Verdienst so ungewöhnlich geworden ist ... «

Drei Monate nach diesem Springer-Brief an Romy Schneider erhielt der Grafiker Klaus Staeck als Initiator des Anti-Springer-Forums im November '81 folgende Mitteilung aus Paris: »Ich bedauere es sehr, an der heutigen Aktion nicht

teilnehmen zu können, da die Dreharbeiten meines Filmes 'La Passante du Sans Souei' nicht in Berlin, sondern in Paris fortgesetzt werden. Ich prozessiere *seit Jahren,* was die Berichterstattung über mich in der Springerpresse anbelangt. Fast immer erfolgreich - In diesem Sinne! - Ihre Romy Schneider«. Und wer prozessiert jetzt?

Wenn nicht Senat, dann Stipendium

In einem CDU-regierten Hamburg sollte die Schriftstellerin Heike Doutiné Kultursenatorin werden. Eine Woche nach der Bürgerschaftswahl vom 6. Juni bekam die Kulturbehörde Post von ihrer verhinderten Chefin: Heike Doutiné hat sich um Literaturförderung beworben. Auszug aus der nachgereichten Antragsbegründung für ein Halbjahresstipendium (pro Monat 1. 500 Mark): »Da es sich jedoch nach 5 Romanen (die Lyrikbände und Erzählungen *nicht* mitgerechnet) um mein erstes Theaterstück handelt -, für mich die Findung und Bewältigung einer ganz neuen Form - könnte meine Arbeit auch ein, zwei Monate länger dauern.« Und: »Das ich meinen Antrag heute am 2. Juli per Express einreiche, liegt wiederholt daran, daß mir Ihre Richtlinien erst am 1. Juli zugingen. (Vielen Dank.)« Das Frau Doutines Antrag abgelehnt wurde, liegt nicht wiederholt daran, daß sie weder mit Rechtschreibung noch mit Grammatik noch mit Stilgefühl vertraut ist und also eine Literaturförderung dringend nötig hätte, sondern auch daran, daß sie die Jury unter Druck gesetzt hat: »Literarisch bin ich *anerkannt,* aber ich gehöre 'leider' oder 'Kiep sei Dank' der CDU an. Werden solche Anwärter automatisch ausgeschlossen?«

Sozialistische Lachkultur

»Bei der Überwindung von lähmender Humorlosigkeit und der Entwicklung einer sozialistischen Lachkultur kann uns auch das kritisch ausgewählte Wilhelm Buschs behilflich sein.«

Die DKP-Zeitung »UZ« zum 150. Geburtstag von Wilhelm Busch

»Seine Nase, oft übermäßig verlängert, ist Ausdruck proletarischen Selbstbewußtseins.«

Peter W. Jansen im ZDF zum 100. Geburtstag von Karl Valentin

Konkret 08/82, S. 74

Sabine Bredy, Ilse Ruppert

»Wir wollen artig sein!«

Sabine Bredy und Ilse Ruppert (Brille) haben einen Wochenendausflug in die Ost-Berliner Jugendkultur gemacht. Es war auch ein Besuch bei Kollegen. S. Bredy hat in Hamburg gerade ihre erste Platte aufgenommen

Hotel Metropol, Ecke Friedrichstraße - Unter den Linden. Fünf Sterne, elf Stockwerke. An keiner anderen Ecke Ost-Berlins findet man eine stärkere Konzentration von geschichtsträchtiger Monumentalsymbolik, Uniformen und Devisen-Gastronomie, kurz: Ostblock-Ästhetik.

Die Ahnung von Hysterie und Krawall in West-Berlin hat sich hinter Schlagbäumen verflüchtigt. Sachverhalte werden geklärt, der Grenzposten grinst und wir tauchen, donnerstags, in eine Art Sonntagnachmittagsatmosphäre. Extremer kann ein Wechsel kaum sein, der siencefiction-Fan in mir freut sich. Politisch ist Berlin Brennpunkt, kulturell ein Mysterium - was den östlichen Teil betrifft. Man denkt ans Pergamonmuseum und ans Brechthaus, Populärkultur bedeutet höchstens Puhdys oder Karat. Nina Hagen wohnt längst in New York.

Wir wollten nicht glauben, daß das alles sei. Bleibt die freie deutsche Jugend in ihren Singeclubs und Sportvereinen? Hausbesetzer, »Punker und Chaoten« - was sagt die Volkspolizei? Kein Wall-City-Rock, kein Saturday-Night-Fever, keine »Szene« in Pankow oder auf dem Prenzlauer Berg? Fühlt sich die Jugend in der Hauptstadt als »future«-Generation? Wir wollen nicht glauben, daß die Mauer wirklich jede Welle abfängt.

Erster Anlaufpunkt, hochoffiziell: das »Internationale Pressezentrum«. Der Leiter begrüßt uns herzlich, wir waren angemeldet, doch kamen zu früh. Erstaunt sehen wir zu, wie hektisch ein offizielles Programm für uns zusammengestellt wird. »Aber wir wollten eigentlich mit ganz normalen Jugendlichen reden ... « Das könnten wir ja trotzdem, »da gibt es keine Probleme«, meint das Pressezentrum. Für diesen Tag werden wir entlassen, vorerst auf Tagesvisum.

Erstmal auf den Alexanderplatz. Vor dem »Guten Buch« steht eine lange Schlange, obwohl der Laden halb leer ist. Ohne Einkaufskorb kein Eintritt, und alle halten sich dran. Wir warten, reihen uns ein. Bücher sind ein beliebtes Zwangsumtauschobjekt, wie jeder weiß. Das gehört dazu. Unser erstes Telefonat erledigen wir, ohne uns der »Subversivität« bewußt zu sein. Am anderen Ende der Leitung: ein junger Galerist. Er bittet uns, den Namen »KONKRET« nicht am Telefon zu erwähnen. Wir fahren hin. Im Autoradio hören wir die New York Discoqueen Grace Jones, »Nightclubbing«. Der Sender bleibt unklar. Die Stadt ist wie in Watte gepackt, wenig Verkehr. Kneipen sehen wir kaum, denn die wenigsten haben große Schilder. Eine heißt »Zum Goldbroiler«.

Die Galerie ist sehr unauffällig. Drinnen empfängt uns Musik von Pink Floyd, man geht leise, redet gedämpft. Hippiekultur am Prenzlauer Berg, Meditationsatmosphäre, bunte Stoff- und Glöckchenkunst überwiegt. Dazwischen ein großes, bewegliches Müllkunstwerk aus Stahl-Teilen. Und ganz hinten in der Ecke hängen Schwarz-Weiß-Fotos eines neunzehnjährigen Fotografen. Man sieht ein altes Gaswerk, Eisen, einstürzende Altbauten.

Wir haben von besetzten Häusern gehört, aber es gibt nur besetzte Wohnungen. Da Wohnraum Volkseigentum ist, gibt es keine Handhabe zu Räumungsaktionen. Solche Besetzungen werden mehr und mehr praktiziert und sind keineswegs eine Sache von jugendlichen Randgruppen, erfahren wir. Rechtsfreier Raum in der Republik?

Auf der Schönauer Allee trauen wir unseren Augen kaum. In einer Telefonzelle steht ein borstiger Junge, in Lederjacke, Armyhose. Ganz wie zu Haus. Daneben steht ein Polizist, ganz wie zu Haus. Wir springen begeistert aus dem Auto, die Szene muß abgelichtet werden. Gleich nach dem ersten Klick ist die Fotosession beendet. Gut für den Punk, denn statt seiner soll die Fotografin Ilse Ruppert mit aufs Revier, zur Klärung des Sachverhaltes. Den Jungen läßt der Polizist weglaufen, und mich will er auch nicht mitnehmen. Ich bestehe darauf, denn: habe ich nicht auch ein Recht auf mein Abenteuer? Zu Fuß geht's dann auf die Volkspolizeirevierwache sechs. Wir beschweren uns, aber der Sachverhalt muß geklärt werden. Welcher, wird uns nicht gesagt.

Auf der Wache läßt man uns warten, Pässe, Kamera, Cassettenrecorder sind weg. Statt dessen wird pausenlos mit den Türen geknallt. Endlich kommt einer, schreit uns gleich an, Genehmigung? Schriftlich? Eingeladen? Kann ja jeder sagen. Äußere Angelegenheiten? Wo ist der Beweis? Erst nach zwei Stunden findet sich ein versöhnlicher Ziviler, der uns den Sachverhalt erklärt: man kann nicht einfach DDR-Bürger fotografieren, ohne Genehmigung. Aha.

Wir kriegen unsere Sachen wieder, schminken uns die Lippen, beschließen, ab jetzt nur noch als hilflos-debiles Weibervolk aufzutreten, denn das verkürzt lästige Wartezeiten ungemein. Wir dürfen gehen.

Die stadtbekannten und registrierten Punks haben auf uns gewartet. Sie nehmen uns mit in ihre besetzte Wohnung. Punk am Prenzlauer Berg. Die Straße sieht nach Kreuzberg aus, nur dunkler. Die Lichtreklamen fehlen. Ein bärtiger Nachbar beobachtet unseren Eintritt ins Haus. Die Punks sind ungerührt, meinen, mehr Arger könnten sie sowieso nicht kriegen. Einige von ihnen sind gerade im Knast, weil sie nicht arbeiten. In der Wohnung gibt es sehr wenig Mobiliar, der Rest ist Farbe, Bierdosen, halborganisierter Müll. »Auch im Osten trägt man Westen«, steht in Grün an der Wand. Vom

Taperecorder klingen die Dead Kennedys: »I don't need your fuckin' world.« Sie sind auf dem laufenden, schneiden schon seit Jahren alles mit, was an neuerer Musik aus dem Radio zu kriegen ist. Einige haben eine eigene Band, die einzige Möglichkeit aufzutreten, bietet die Kirche, »weil die unsere Musik sowieso nicht einordnen kann«. Wir schaffen es knapp, die Republik um 24 Uhr zu verlassen.

Am nächsten Tag im Devisenhotel mit Swimmingpool. Ein Extralift kann im Bademantel befahren werden. Kurz vor dem Sprung ins Wasser pfeift uns ein Mann zurück: »Bei uns ist es üblich, meine Damen, sich vorher frischzumachen.« Mit Widerspruch rechnet er nicht. »Haben wir schon«, sagen wir. Er wird wütend: »So sehen Sie aber nicht aus.« - »Was wollen Sie damit sagen?« Wir sind empört, merken aber gleich, was Widerspruch hier bedeutet. Der Mann ist still.

Nach dem Bad die kalte Dusche, wieder im Internationalen Pressezentrum. Wir sollen Hilfe bekommen, ein Programm, uns für Singeclubs und »Das politische Lied« interessieren. Wir nicken. Das Vopofiasko des gestrigen Abends bleibt unerwähnt. Man meint es gut mit uns. Deshalb dürfen wir am Abend auch ins »Haus der jungen Talente« (H.d.j.T.). Da kommt nicht jeder rein. Nur für uns wird der Direktor des Hauses gegen Mitternacht Rede und Antwort stehen. Wir sind begeistert.

Die Eingangshalle ist leer, weiß, mit den Bildern eines DDR-Satirikers dekoriert. Der macht sich lustig über VEB-Fehlproduktionen und über fette Kapitalisten im Urlaub auf Sizilien: »Unser Giovanni verdient für uns das Geld in Hamburg«, läßt er die ausgemergelte Italienerin sagen. »Stellen Sie sich vor, für uns auch«, antworten die Fetten.

Voll ist es wirklich nicht im Haus der Talente, nur in den beiden Räumen, in denen die Jazzsession läuft. Der Eintritt beträgt 5,05 Mark. Das Publikum: studentische und Künstler-Intelligentsia, wie bei solchen Veranstaltungen auch bei uns zu Hause üblich. Wir schleichen im Vakuum durch die Gegend. Unsere Ausrüstung läßt uns allzudeutlich als Eindringlinge erkennen. Die Jazzer bleiben lieber unter sich. Gerade als es etwas gemütlicher wird, müssen wir zum Direktor. Er läßt seine Platte laufen und ist kaum zu bremsen. »Es gibt in Berlin 154 Jugendclubs«, Talente, Förderung, Zirkel, auch Angelica Domröse wurde hier »entwickelt«, jeden Tag Rock, Jazz Chanson, die ganze Breite und so weiter und so weiter und so weiter. Alles unter der Leitung erfahrener Fachleute, nichts geht ohne Betreuung. Und jeder kann mitmachen. Wirklich jeder. »Es sei denn, er ist so doof, daß er wieder nach Haus geschickt wird«, meint der Direktor über Theaterspielwillige. Er hat sehr viel Geld zur Verfügung, darum sind die Eintrittspreise so niedrig... Und was eine gute Gruppe ist, bestimmt er auch. Punks gibts keine, und wenn, dann sind's »dumme Jungs«.

Die DDR-Rockmusik ist seit 1965 absolut eigenständig und hat es nicht nötig, auf Moden zu reagieren. Ich schlafe fast im Sessel ein, unten, an der Basis, läuft die Kultur - ohne uns. Literaturclub, Theaterclub, Filmclub. »Was hören denn die Jugendlichen zur Zeit am liebsten, an aktueller Musik?« - »Alles«. Ich hätte es wissen sollen.

Unten hat das Bild sich gewandelt. Wein und Sekt haben den coolen Jazz zugespielt. Das Schulaula-Feeling ist fast weg, auf den ordentlichen Stuhlreihen sitzt keiner mehr. Gegen drei Uhr hält mich ein jeansbejackter Junge an. »Hey, ihr seid doch die aus'm Westen.« Er stellt sich als arbeitsloser Klempner aus Mecklenburg vor, total betrunken. Er sagt, hier sei nie was los, nie. »Aber als der Roger Chapman hier gespielt hat, Mann, das war wie'n Orgasmus.« Ich mag Roger Chapman nicht. Am Ausgang liegt ein Grüppchen Organisatoren, alle vom Plüschsessel gerutscht. Das paßt nicht in die Ausstellung. Spielte Alkohol eine Rolle?

Auf dem Weg ins Hotel verfahren wir uns. Die Stadt ist tot. An jeder dritten Ecke stehen Polizisten, bei uns in Hamburg fahren sie mehr durch die Gegend, als daß sie herumstehen. Wir fragen nach dem Weg. »Meine Damen, sie haben zwei Fehler gemacht«, hören wir gleich. Falsch abgebogen - nicht angeschnallt. Weil wir so hilflos sind, brauchen wir nicht zu zahlen. DAS zieht zu Haus nicht mehr. Guten Morgen.

Am nächsten Tag gehen wir aufs Pressefest des »Neuen Deutschland«, Wochenendereignis im Volkpark Friedrichhain. »Ganz Berlin ist auf den Beinen«, steht in der Zeitung.

Im Grünen, zwischen Prenzlauer Berg und Lenindenkmal, gibt es viel Open Air und bunte Buden. Am besten besucht ist die Bühne »Rock für den Frieden«. Dort sitzen und liegen Vierzehn- bis Mitte Zwanzigjährige, Jeansblau und Parkagrün dominieren. Der Beifall ist spärlich und die Stimmung gedämpft bis lethargisch. Seltsam. An der Band »Rockhouse« kann es nicht liegen, denn ihre Musik ist, wenn auch nicht gerade das allerneueste, frisch und fetzig, der Sound ist um Klassen besser als ich es von Open Air-Konzerten her kenne. Ich frage Hans, einen der Mixer. »Na klar, Mensch, was glaubste, wenn solche Sachen, so Rock und so, jahrelang unterdrückt werden, wie solln die Leute denn mit einemmal drauf abfahren, das sind die doch gar nicht gewohnt.« Die technische Professionalität der jungen Musiker fällt mir auf. Der Gitarrist einer - arrivierten - Rockband, sagt uns: »Die Jungs sind toll, aber wenn du mich fragst: die haben no future.« Ihre Texte würden keine Leistungskomiteeprüfung überstehen, genausowenig wie ihre leicht new-wavige Rockmusik. Der Weg zu Plattenaufnahmen und Auftritten hat Härten. Wer von Pop- oder Rockmusik leben will, kommt um Einstufungen und Berufsausweise nicht herum. Fast alle Musiker haben eine spezielle Ausbildung oder ein Hochschulstudium. Erst der »A-B-oder C-Ausweis« eröffnet die Möglichkeit eines Profidaseins, mit Übungsraum und Garantiegage. Die gibt's dann aber in jedem Fall, egal, ob zwanzig Zuschauer da sind oder zweitausend. Aber was geboten wird, hat dem

Publikumsgeschmack zu entsprechen. Ich höre wieder den H.d.J.T.-Direktor: »Wo kämen wir denn da hin, wenn jeder Stümper für seinen Auftritt Geld verlangen könnte.« Mein Gesprächspartner, der Gitarrist, betrauert die künstlerische Stagnation, die in diesem Prinzip enthalten ist, andererseits hat er Frau und Kind. Ein sicheres Leben als Rockmusiker? Ausdruck von Lebensgefühl erst möglich auf Nachweis von Handwerkszeug?

Die zweite Band, »Megaphon« aus Dresden, hat eine Frontfrau, attraktiv, mit einer sehr gut geschulten Stimme. Sie sind mir alle viel zu gut, technisch. Sie können alle Musikstile spielen, und das ist vielleicht zu viel. Ich renne hinter der Blondine her, ins Zelt, da wegen Regen die Vorstellung abgebrochen wird. Interview? Der Rest der Band ist plötzlich auch da. Von mir als Westlerin erwartet man Arroganz: »Ich würde dir ja ne Ostzonenzigarette anbieten«, sagt der Bassist, »aber es war leider ... meine letzte.« Die Sängerin erklärt mir, daß sie gerade im ausgefallenen Teil der »Mucke« (Auftritt) »auch so New-Wave-Stilmittel anbringen wollte, also Opernstimme, 'n bißchen heiser, Kreischen, Grunzen, Stimme entlüften, also alles was geht.« Hm.

Im Gelände treffe ich auf Kurt, einen ca. 60jährigen Verrückten. Er ist auch stadtbekannt, trägt ein rosa Jackett, Cowboyhut, Ohrringe, und fordert die Mädels zum Tanzen auf. Er ist der erste, der sich amüsiert. Man läßt ihn in Ruhe.

Auf der großen Bühne spielt jetzt »NO 55«, zum Teil Mitglieder der DDR-Starband »City«. Es ist acht Uhr abends, die Masse ist nicht mehr lethargisch. »NO 55« weiß, wie man Zuhörer aufweckt. Der kleine wackelige Zaun zwischen Bühne und Zuhörer kriegt Druck, die Leute merken plötzlich, wie lächerlich er ist, der Zaun. Man kann ihn mit Leichtigkeit zur Seite tragen. Natodraht war hier noch nie nötig. Der Symbolwert des Zauns reicht für den Moment nicht mehr aus. »Also Leute, ihr wißt doch, wer den Ärger kriegt, also seid mal fein artig«, sagt Gahler, der NO-Sänger. Das Publikum antwortet im Sprechchor: »Wir wollen artig sein, wir wollen artig sein, wir wollen artig sein..« Es nimmt kein Ende. Frierend gehen wir vom Platz.

Am Abend gehen wir statt ins Bett zu »NO 55« auf eine Party. Gastgeschenke dürfen wir »Westtitten« nicht mitbringen - das »mit Westmark bist du Kaiser«-Benehmen hat viel verdorben. »NO 55« sind, zumindest was den »City«-Teil betrifft, weit gereist, haben eine »Goldene« in Griechenland, kennen die Reeperbahn. Trotzdem sind sie der Meinung, »bei Euch kriegt man die Anlagen ja nur so hingestellt.« Ich kriege einen Wutanfall. Alles, was bei »uns« an neuerer Musik läuft, ist sowieso nur »Kommerz«: Die Fronten fallen, nach einigen Gläsern.

Das Wort »Textermafia« fällt öfter. Kaum eine Band macht ihre Texte selbst. Ein profilierter Texter schreibt oft für sechs bis zehn Bands - Trennung von Musik und wörtlicher Aussage. Hier hat man sich dran gewöhnt, ist froh, wenn zwischen Texter und Musikern wenigstens eine Zusammenarbeit möglich ist.

in der BRD ist die Reglementierung von Musik viel einfacher: man kann produzieren, was man will, wenn die Medien die Musik boykottieren, ist der Effekt der gleiche. Die Schere kommt nur ein bißchen später.

Trotz allem machen sich »NO 55« für »gute, ehrliche Rockmusik stark«. New Wave hat für sie etwas Kaltes, Gefühlloses. Eine Rockband muß Alternativen aufzeigen. Erziehungsauftrag von der Bühne herunter? Zynismus wird strikt abgelehnt, Musik soll »positiv« sein. Wir stoßen an die Grenzen des Verständnisses.

Sonntag mittag treffen wir wieder Punks, , am Lenin-Denkmal. Zwei Mädchen sind auch dabei. »Auf dem Land hat man's leichter«, erzählt die eine, Erfurterin. »Die Leute sind so hinterm Mond, daß sie sich nichts dabei denken, wenn sie uns sehen.« Sie lernt Goldschmiedin. Andere jobben bei der Post, als Aushilfs-Eilboten. Wer gar nichts tut, muß mit Festnahme rechnen. Der westliche Alpdruck Perspektivlosigkeit ist ersetzt durch Überorganisation und Regelungen. Zum Thema FdJ mag sich keiner äußern; nur einer ist offiziell ausgetreten. Ärger mit anderen Jugendlichen? »Auf den Alex können wir uns nicht mehr trauen, da hängen zu viele BFC-Fans rum.« Es hat Schlägereien mit den Anhängern des Berliner Fußball-Clubs gegeben.

Auftritte von Punkbands gibt es hier und da, doch nicht in Berlin. Die Vorzeige-Gruppe »Pankow«, seit einem Jahr mit einer New-Wave-Theater-Show erfolgreich, wird von den Punks am Lenin-Denkmal abgelehnt. »Das einzige, was bei denen an Punk erinnert, ist der Name.« »Pankow« können auftreten. Für »Unerwünscht«, »Schleimkeim«, »Wutanfall« oder »Spontanzerfall« bleiben höchstens Kirchen in Cottbus oder Erfurt. An Aufnahmen bei der einzigen Plattenfirma »Amiga« ist nicht zu denken.

Abends wollen wir in die »Möve«, einen Club für Künstler und Musiker. Ohne Berufsausweis kein Eintritt. »Ein Bakschisch tut's manchmal auch.« Die »Möve« hat zu. »NO 55« nehmen uns mit in die Hafenbar, als ihre Gäste dürfen wir hinein. Die Hafenbar ist stilecht »Fünfziger Jahre« bis ins letzte Detail: rotes Licht, runde rote Sitzecken. Bullaugen mit Fischen, die »Wodka« blubbern, zieren die Wände der »Kajüte«. Es gibt Parkettfußboden und eine Combo. Alle zwanzig Minuten bittet sie zum Tanz, mit bewährten Standardmelodien. Vier Wochenendlerinnen aus Warder tanzen zusammen. Die Tanzcombo spielt jetzt Joachim Witt: »Ich bin das Mädchen Kosmetik.... Ich bin das Glück dieser Erde, ach war das schön wenn's so wäre ... « Nicht ein Ton ist falsch.

Am nächsten Mittag treffen wir Uli Soldt und Reiner Heinemann, Zentralrat der FdJ, Leiter des » Festivals des politischen Liedes«, Singeclub-Experten. Wir hören zu. »Das politische Lied entstand in den sechziger Jahren... einfache Mittel... Amateure ... « Zum Thema »Lebensgefühl« ergibt sich folgender Dialog:

Ich: »Also, Punkgruppen gibt es hier nicht?« Heinemann: »Nee ... nee.« Ich: »Der Direktor vom H.d.J.T. sagte aber, er habe welche gesehen.« Heinemann: »Ja, also, welche die so rumlaufen... Das gibts sicher. Aber richtige Punkgruppen? Du meinst sicher Rockgruppen,«

Ich: »Nee, Punkgruppen.« Heinemann: »Also... einfach Punker?« Ich: »Nee, Punkbands.« Heinemann: »Also, da gibt es keine mit diesem Anspruch. Das entspricht nicht dem Lebensgefühl der Jugend der DDR. Arbeitslosigkeit, Drogen, keine Perspektive... das gibt es nicht. « »Aber es gibt doch Bewußtheit über Kriegsgefahr, andere übergreifende Gefühle... Sonst würde es hier auch keine Rockmusik geben, denn die kommt aus den USA.« Heinemann: »Jaa das ist richtig. Was Neues muß halt ein bißl Widerstand überwinden.« Wir wollen weg von den Singeclubs, fragen nach aktuellen Trends, Tendenzen. Heinemann: »Da muß man vorsichtig sein, zwanzig Jahre, da von Tendenzen zu sprechen... Festzustellen ist eine Hinwendung zu mehr traditionellen Instrumenten, wie zum Beispiel zum Brummtopf.« Wir danken für das Gespräch.

Vor der Tür unseres Hotels reißen Bauarbeiter die Straße auf. »Na wo komm Sie denn her, Frollein«, meint einer. Er ist ehemaliger Berufsringer aus Magdeburg, überall tätowiert. »Wolln se mal 'n paar Werktätige fotografieren? Ja? Aber nur fürn Fünfer.« Er ruft seine Kumpels, »Sehn se, hier sind noch mehr Werktätige.« Alle amüsieren sich. Zwei kleine Jungs machen den Auflauf komplett. »Verschenken Sie Geld? Sind Sie vom Fernsehen? Haben Sie Comics dabei?« Die beiden sind die ersten, die etwas haben wollen und es auch sagen. Ich tausche mit einem Jungen zwei Sticker gegen einen kleinen russischen Panzer, ebenfalls zum Anstecken. So etwas nennt man Kulturschock.

Wie »die Jugend« ist, wissen wir nun ganz genau, denn all die Direktoren und Referenten haben es uns erklärt. Nichts darf sich von selbst regeln, nicht einmal die Altersstruktur in Clubs und Kneipen: es gibt Jugendclubs, Clubs für Mittzwanziger, Clubs für Künstler... Jugendkultur vom Reißbrett? Planerfüllte Rockmusik? Die Jugendlichen reagieren darauf meist mit Rückzug, ganz selten mit offenem Protest.

Am Grenzübergang zählen wir dem Posten unsere restlichen Ostmark in die hohle Hand, 7,49 Mark in Münzen. Er trägt es ein. Der Kofferraum geht nicht auf. »Dann müssen wir eben einen Schneidbrenner holen«, sagt er ruhig. Wir können ihn davon abbringen.

Konkret 08/82, S. 88

Gabriele Kreis

Kino aus dem Kopf

Der Film »Normalsatz« bringt ein neues Sehen ins Kino: Hier wird die Kamera-Linse tatsächlich zum Auge, und kein Drehbuch schreibt ihr vor, was sie aufzunehmen hat

Zwei, nein, drei Sätze gehen mir nicht mehr aus dem Kopf. Seit Wochen schon. Dazu die Bilder, schön und seltsam schwerelos. »Ein Mann denkt sich eine Frau, und in seiner Studierstube bekommt sie ein Ablehnungsschreiben von ihrem Analytiker.« Und: »Vor den Nachrichten sind wir alle gleich.« Und:»Die Interpretation von Tatsachen ist eine wunderbare Sache.« - Drei Sätze mindestens, und dazu die Bilder.

Ich hab' sie aus einem Film, einer kostbaren Sammlung von Sätzen, Bildern und Tönen, die allesamt das Kino-Gewohnte und Kino-Erwartete verweigern. Das ist neu im Genre und atemberaubend und - hoffentlich - nicht folgenlos für die immer langweiliger werdende Film-Branche.

»Normalsatz« heißt der Film, der erste lange Spielfilm von Heinz Emigholz, Filmemacher (Cineasten-Geheimtip nicht erst seit der letzten Berlinale), Zeichner, Schauspieler, Übersetzer und - Sätzesammler seit über einem Jahrzehnt. Sätze, wie sie in »Normalsatz« vorkommen.

Er schreibt sie in schöne kleine Hefte, die er in grau-schwarz marmorierten Pappschubern aufbewahrt. Bei meinem Besuch holt er einen raus.

Wie sammelt er? - »Völlig amoralisch: also nicht so tun, als sei das Gehirn jederzeit in der Lage, eine Bewertung auszusprechen. Eben davon ausgehen, daß die Sachen auch uminterpretiert werden können.« - Stimmt. Und, siehe oben: Die Interpretation von Tatsachen ist eine wunderbare Sache. »Normalsatz« ist der Beweis.

Erinnern ist immer subjektiv, nie chronologisch und auch nicht hierarchisch geordnet. Und daß mit jedem Blick aus dem Fenster und mit jedem Schritt vor die Tür nicht gleich das große Abenteuer losgeht, ist eine ebenso banale Einsicht wie die, daß Denken räumliche und zeitliche Begrenzungen nicht kennt und der Blick auf die Welt nichts mit dem auf eine Guckkastenbühne zu tun hat. Nur im konventionellen Kinofilin, da soll alles anders sein, wenn es richtig, sprich »realistisch« sein will; da wird der Sonderfall zur Norm erklärt. Alle Augenblick passiert was, und was passiert, wird linear erzählt, vom Einfachen zum Komplizierten: Eine Geschichte beginnt mit dem ersten Filmbild, und mit dem letzten hört sie auf, für das Erinnern wurde die Rückblende erfunden und für den Helden und was sonst gerade wichtig ist die Großaufnahme. Kein Bild, zu dem die passende Assoziation nicht gleich mitgeliefert würde, kein Wort, das ohne Bildkommentar bliebe.

Mir fällt dazu die Geschichte vom Mann ein, der weder Gürtel noch Hosenträgern traut, die Hose zu halten, und der darum beides benutzt.

Was nun, wenn der Betrachter merkt, daß die Hose nicht von selbst hält und das übergezogene Mäntelchen (im Film: die Story, der »ganz neue« Inhalt) an allen Enden zu kurz ist? - Also: nachdenken über den Unterschied zwischen »Verfilmung« und »Film«, zwischen der »Norm«und »Normalsatz«.

Für Frieda Grafe in der »Süddeutschen Zeitung« war Emigholz' Arbeit der wichtigste Film der letzten Berlinale, für den »Evangelischen Filmbeobachter« langweilig und ermüdend. Für mich war sie eine Provokation.

»Normalsatz« ist ein Film, der seine Bilder ernst nimmt, sie nicht, wie der konventionelle Film, nach einem vorgegebenen Drehbuch hierarchisch ordnet. Man muß nicht die »Amerikanische Nacht« kennen, Truffauts Film über das Filmemachen, um sich denken zu können, wie das geht: Konventionelle Filme sind verfilmte Drehbücher, in denen das Bild bedeuten soll, was im Drehbuch steht. Und wenn das nicht der Fall ist, dann wird die Szene so lange nachgedreht, bis sie »stimmt«. Obendrauf kommt der Kunst-Ton, die Atmosphäre, »Atmos« genannt, und fertig ist die Illusion. Nichts dagegen. Wem's gefällt und wenn's gut ist.

Im Film aber steckt mehr an Möglichkeiten. Sprache ist linear, ein Satz geht von Wort zu Wort, im Bild aber herrscht die Anarchie der Gleichzeitigkeit. »Normalsatz« entspricht dieser »Realität in unserem Kopf« (Emigholz). Ein Schnitt, schnell und unvermittelt wie ein Gedanke, genügt, um Getrenntes zusammenzuführen. Etwa so: In Brooklyn schaut Sheila McLaughlin, die Hauptfigur des Films, aus dem Fenster, auf Hamburg fällt ihr Blick. Der nächste Schnitt, und sie ist dort, wo sie sich denkt, in einer anderen Zeit mit anderen Menschen.

Raum- und zeitlos wie die Bilder sind die Sätze, die gesprochen werden, irgendwo beginnen sie, irgendwann enden sie - in einem anderen Satz, in einer anderen Sprache, von einem Geräusch erstickt oder einfach per Knopfdruck abgestellt. Manchmal wird ein Bild aus ihnen: »Ein Mann denkt sich eine Frau ... «, und eine Frau erscheint und verschwindet, als wäre sie nie erschienen, und alles hätte anders sein können.

In »Normalsatz« fängt der Spaß an, wo er bei anderen Filmen meist aufhört: Beim »Interpretieren der Tatsachen«, beim »Lesen« der Bilder. Bilder, die den gewohnten rechteckigen Kinoblick verweigern. Heinz Emigholz sagt: »Was ich verarbeite, ist der ernstgenommene Blick. Man hat ja, wenn man sieht, eine diffuse Peripherie, du guckst ja nicht im Rechteck. Du siehst ja im normal fotografierten Film zum Beispiel horizontale runde Sachen immer nur als Strich oder flaches Oval. Rundungen werden nur akzeptiert, wenn sie vertikal an der Wand hängen. Und nun wird ein banaler runder Tisch plötzlich zu einem Raumschiff, das durch ein Zimmer schwebt.«

Emigholz fotografiert in den Raum hinein. Seine Bilder sind ohne Zentrum und ohne Grenzen, ohne Vorder- und Hintergrund, ohne Oben und Unten, und ihre Interpretation ist »eine wunderbare Sache« und für jeden etwas anderes. Und voller Überraschungen. Nichts ist, wie es ist, und die Geschichte, die Emigholz mit ihnen erzählt - für ihn die einzig mögliche - ist, so wie er sie erzählt, eine von vielen möglichen Geschichten. Der Nacherzählung sperren sich alle, und Bildbeschreibungen gäben wenig Sinn: die Sprache liefe den Bildern sowieso nur hinterher.

Also: Hingehen, wenn der Film läuft! Und dann staunen, wie er es fertigbringt, daß die Bilder wieder sprechen und erzählen. über die Zerstörung von Beziehungen und Blumentischchen, über Paranoia und Depression, über die Getrenntheit der Kulturen und die Fähigkeit unseres Gehirns, an vielen Orten gleichzeitig zu sein, wenn wir nicht gerade »im Fernsehen« sind; denn: »Vor den Nachrichten sind wir alle gleich.« - Vor diesem Film sind wir es nicht. Den kann nur begreifen, wer sich ihm nicht mit der Erwartung des Illusionskinos nähert, sondern akzeptiert, daß der Film eine eigene Sprachform ist. Heinz Emigholz' Arbeitsweise:

»Ein Drehbuch gab es nicht. Zuerst hab' ich eine Materialsammlung gemacht von Sachen, von denen ich selbst nicht wußte, was sie bedeuten in dem Moment, wo ich sie gedreht hab'. Das war die Grundregel. Um dann in die peinliche Situation zu kommen, wirklich mal analysieren zu müssen, was das Bild bedeutet. Es sich wieder und wieder anzugucken, so lange, bis jede Einstellung in ihre wirkliche Bedeutung zerfällt und nicht in eine aufgepfropfte. Um dann damit, nachdem ich alles im Kopf gespeichert hatte, eine Geschichte zu bauen.«

»Aber die Szenen sind doch inszeniert?«

»ja, aber eben erst im allerletzten Moment. Und nicht erst nach Angabe eines Drehbuchs. ich kann zum Beispiel eine Szene nicht festlegen, wenn ich den Raum überhaupt nicht kenne.«

»Und die Schauspieler?«

»So was geht nur mit Leuten, die selbst gewohnt sind, produktiv zu arbeiten. Die kein konventionelles Bild im Kopf haben von Schauspielerei á la 'Jeder Schauspieler ein Charakter'. « So spielen in »Normalsatz« zum Beispiel die Fotografin Silke Grossmann, die Schriftsteller Kiev Stingl und Christoph Derschau und der Regisseur Klaus Wyborny.

Heinz Emigholz, zweisprachiger Spezialist für die »Getrenntheit der Kulturen«, fand seine Darsteller in New York und Hamburg, den Städten, in denen er lange lebte und arbeitete. In Brooklyn und Hamburg, in »Brookburg«, drehte er seinen »Normalsatz« von 1978 - 1980. Kosten: so etwa 150.000 Mark für 105 Minuten, ein very-lowbudget-Film. Dennoch eine Menge Geld für einen, der nicht gerade der Liebling der Produzenten ist. Die nämlich lieben die Planung, die Kosten-Nutzen-Rechnung und den Gewinn. Woher also kam das Geld? -

Den vorangegangenen Film »Demon« (nach Mallarmés »Le Demon de l'Analogie«) - für den Kritiker und Leiter des Münchner Filmmuseums Enno Patalas eines der besten Werke des Neuen Deutschen Films und inzwischen preisgekrönt - »Demon« also hatte Emigholz noch mit Hilfe von Freunden produzieren können. »Normalsatz« war dafür zu teuer. So beschloß er, die Möglichkeiten der bundesrepublikanischen Filmförderung auszuschöpfen. Zuerst reiste er zum ZDF, die Filmrolle mit »Demon« unter'm Arm (» ... damit die gleich mal sehen können, daß ich auch einen Tonfilm machen kann«). Die Filmvorführung war wunderbar, Emigholz gefiel sie sehr, den Vertretern des ZDF»Avantgarde-Programmes« überhaupt nicht. Sie schickten ihn wieder nach Haus. Das Langzeitprojekt »Normalsatz« war ihnen zu riskant.

Nächste Station, nächste Absage: Kuratorium Junger Deutscher Film. Schließlich reichte Emigholz seine Projektbeschreibung beim Bundesinnenministerium (BMI) ein, Abteilung Filmförderung. Im Dokumentarfilmtopf (genau: »Abendfüllender Film ohne Spielhandlung«) war noch etwas Geld für den Spielfilm »Normalsatz«, eine unabhängige »Spezialisten-Jury« sprach dem Regisseur 80.000 Mark zu. Weitere 38.000 Mark (von beantragten 50.000) bewilligte ihm die Hamburger Filmförderung: Geld, mit dem gerade die Rechnung des Kopierwerks bezahlt werden konnte. Die letzte Rate des BMI-Geldes erhält der Filmemacher übrigens erst, nach dem er der Bonner Bürokratie eine Kopie des Films als »Arbeitsbeweis« überlassen hat. Kosten für Emigholz: 6.500 Mark. Außerdem wurden noch 1.200 Mark an Gebühren für die »Freiwillige Selbstkontrolle der Filmwirtschaft« fällig. Daß er für jeden ausgegebenen Pfennig der 80.000 Mark einen Beleg beibringen muß, versteht sich von selbst. Der Künstler als Kleinunternehmer.

Als der sorgt Emigholz auch selbst dafür, daß seine »Ware« an den »Kunden« kommt. »Normalsatz« wird nicht über einen Filmverleih vertrieben. Der Filmemacher reist von Kino zu Kino, um ihn vorzuführen, und meist gibt es hinterher noch ein

Gespräch. In den nächsten Wochen ist er wieder unterwegs durch die Bundesrepublik.

Konkret 08/82, S. 92

Hans-Ulrich Klose

Bücher: Frieden, Frieden...

Kein Verlagsprogramm ohne Friedens-Bücher - längst nicht alle sind brauchbar

Unsere deutschen Verlage sind wirklich friedliebend. Sie produzieren, was das Zeug hält, Friedensbücher. 29, etwa 10010 der Gesamtproduktion, habe ich in den vergangenen 2 Wochen durchgeblättert, angelesen, gelesen. 29!

Nun könnte einer denken, daß es ja nicht schadet, sondern nützt, wenn viel über den Frieden geschrieben wird. Dachte ich auch, vorher. Bei der Lektüre bin ich aber doch ins Schleudern gekommen. Nicht, daß ich es den Verlagen verüble, wenn sie sich aus ökonomischen Gründen modisch verhalten, daß sie mit der Friedensarbeit (auch) ein Geschäftchen machen wollen - das ist halt so. Schlimm ist, daß die publizistische Ausschlachtung (!) des Themas eher abstumpft als sensibilisiert, daß die Zahl der Bücher den Blick verstellt für die wenigen, die zu lesen sich lohnt.

Es gibt einige, die lohnen sich wirklich nicht. Zum Beispiel: Sammelbände wie »Was heißt für mich Frieden«, ein entbehrliches Buch, zu gebrauchen nur für Redenschreiber und solche, die noch sehr viel Platz im Bücherschrank haben. Oder Lesebücher wie: »Friedenserklärung«, eine verwirrend-luschige Zusammenstellung von Texten, die eine gedanklich geordnete Herausgabe verdient hätten. Oder Lyrikbände wie: »Zuviel Frieden«, erträglich - wenn überhaupt - nur unter Mißachtung des gequälten Vorwortes.

Überhaupt Vorworte. Die Herausgeber der »Friedenserklärung« schreiben: was durch das Buch vielleicht gelinge, »ist der Nachweis, daß der enormen Ausdehnung des Massenaufbruchs eine ebensolche kulturelle Entfaltung entspricht« .

Die Gesinnung mag -stimmen - dennoch: bei solcher Sprache, von Grammatik gar nicht zu reden, gerät die Lektüre zur Qual. Zur Güte sei angemerkt, daß einige der abgedruckten Beiträge zum Leitthema Pazifismus den geduldigen Leser sprachlich und inhaltlich entschädigen. Einer: Der Beitrag von Anton-Andreas Guha: »Die Entfesselung des Atoms - Frieden durch Abschreckung?«

Überhaupt Guha! Das ist ein Autor, der weiß, wovon er redet. Seine Analysen der herrschenden Sicherheitspolitik machen erschreckend deutlich, was viele empfinden, aber nur wenige so präzise zu beschreiben vermögen: daß die Strategie der Abschreckung die Bereitschaft zum kollektiven Selbstmord voraussetzt und damit, jedenfalls für Europa, sinnlos ist. In seinem Buch »Die Neutronenbombe«, das als Neuausgabe erschienen ist, schreibt er:

»Die Völker Europas, die in der NA TO zusammengeschlossen ebenso wie die des Warschauer Pakts, haben keinerlei militärische Möglichkeiten mehr, weder offensive noch defensive. Sie können selbst vitalste Interessen – die freiheitliche Grundordnung hier, *die sozialistischen Errungenschaften dort - nicht mehr mit militärischen Mitteln sichern, auch nicht durch einen Verteidigungskrieg ... «*

Die Abschreckungsstrategie könne daher für Europa nur indirekt funktionieren, im Verhältnis USA/UdSSR - so Guha. Aber auch in diesem Verhältnis nehmen die Risiken des »schlimmsten Falles« zu: Durch die Perfektionierung der taktischen Nuklearwaffen; durch die Entwicklung und Stationierung der Neutronenbombe; durch die mit der Nachrüstung entstehende Existenzbedrohung der UdSSR.

Wenn das so klar ist - warum wird der Rüstungswettlauf dann nicht gestoppt? Warum wird ständig weitergerüstet?

Eine Teilantwort gibt ein Buch von Brzoska, Guha (wieder Guha) und Wellmann: »Das Geschäft mit dem Tod / Fakten & Hintergründe der Rüstungsindustrie«. Dieses Buch belegt, in welche Sachzwänge und Verstrickungen sich Sozialdemokraten und Gewerkschafter durch den nur anfänglich (und müde) bekämpften Aufbau der deutschen Rüstungsindustrie hineinbegeben haben, aus denen sie sich - so scheint's - nicht mehr herauslösen können (selbst wenn sie es wollten), weil sie international, siehe das Beispiel Saudi-Arabien, und national, durch das Arbeitsplatzargument, erpreßbar geworden sind. Eine Pflichtlektüre, dieses Buch.

Allerdings mit einer Einschränkung. Was hier überhaupt bei allen Beiträgen von Guha auffällt, ist der pessimistische Grundton. Die Leser werden informiert und zum Nachdenken angeregt. Aber es fehlen die Perspektiven« ein deutliches Wort, daß man etwas und was man tun kann.

Auch dazu gibt es Bücher. Beispiel: ein schmaler Band von Vilma Sturm: »Mühsal mit dem Frieden«, in dein, sehr persönlich, die »kleinen« Anstrengungen einer einzelnen Frau geschildert werden, für die die Gefahr eines Atomkrieges »an die erste Stege der Bedrohungen« gerückt ist und die nicht »gleichgültig« sein will. Solche Beispiele machen Mut.

Das gilt, für mich in noch stärkerem Maße, für das Aktionshandbuch 3 der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste: »Keine neuen Atomwaffen in der Bundesrepublik«.

Von allen 29 Büchern zum Thema Frieden, ist dies, das beste, weil es ganz offensichtlich nicht für den Bücherschrank, sondern zum Gebrauch produziert worden ist; von Leuten, denen es um die Sache geht, nicht um Selbstdarstellung (ein

Autorenverzeichnis, sonst ein Muß bei Gemeinschaftsproduktionen, fehlt deshalb ebenso wie ein Vorwort der Herausgeber). Und die Sache, um die es geht, heißt, Friedensarbeit im Rahmen der dritten bundesweiten Friedenswoche »Frieden schaffen ohne Waffen« vom 7. bis 17. November 1982. Leitmotiv der Autoren: Weitermachen! Oder, wie es in der Erklärung des inerkirchlichen Friedensrates in den Niederlanden und der Aktion Sühnezeichen/Friedensdienste in der Bundesrepublik heißt: »Wir bitten alle Menschen, angesichts des Ernstes der Lage gerade jetzt nicht in ihren Aktivitäten nachzulassen.«

Wer die Friedensbewegung kennenlernen, wer mitmachen will, sollte dieses Buch lesen und sich an die Arbeit machen, statt süßlich drumherumzureden. Denn die Friedensbewegung, lieber Wolfgang Prosinger (»Laßt uns in Frieden«, Rowohlt), ist eben doch mehr als eine Sammelstelle für Gemeinschaftserlebnisse. Sie ist eine die Politik antreibende und (hoffentlich) verändernde Kraft. Und sollte es, verdammt nochmal, bleiben!

Anton-Andreas Guha: Die Neutronenbombe, Fischer-Taschenbuch, 7,80 Mark

Friedens-Erklärung, Verlag Atelier im Bauernhaus, 16,80 Mark

Das Geschäft mit dem Tod, Eichborn-Verlag, 18 Mark

Aktionshandbuch 3 zur bundesweiten Friedenswoche, Lamuv Verlag, 7,80 Mark

Vilma Sturm: Mühsal mit dem Frieden, Radius Verlag, 14,80 Mark

Konkret 08/82, S. 93

Hermann Peter Piwitt

Bücher: Big Mac vom Spitzweg

Kommunisten hatten mit dem Begriff Patriotismus nie Probleme, auch die deutschen nicht, und die DDR pflegt ihr »nationales Erbe«. Aber in der Bundesrepublik wird die Diskussion um Nation und Heimat immer konfuser. Das neue Buch von Wolfgang Pohrt trägt dazu bei. Wie reimen sich Nationalismus und Klassenkampf zusammen?

Zeitweise, beim Lesen von Pohrts »Endstation«, habe ich den Wunsch verspürt, dem Autor über den Kopf zu streichen wie einem außer sich geratenen deutschen Schäferhund, der auf das Aufspüren von seinesgleichen dressiert ist: »Nun beruhige Dich doch mal. Und dann gehst Du ein paar Wochen in Klausur und holst ein bißchen die Dialektik von Nationalismus und Klassenkampf nach. «

Ist Pohrt zu helfen? Für einen Kommunisten, heißt es, sollte kein Mensch verloren sein. Auch wenn er sich noch so verrannt hat. Und es ist ja keineswegs so, als sei Pohrt in allen Sackgassen zuhaus. Liebevoll, fast entspannt weiß er zu erzählen von der Liebe bei Balzac. Einer, der Balzac liest statt Tolkien, Ende und Breinholst: das ist schon mal was. Nichts ist so alt wie der Punker von gestern. Einer, der lange Sätze zu schreiben versteht, ohne je zu langweilen: das wiegt noch mehr. Dem *Kursbuch* leuchtet er zu seinen Anfängen heim, bevor es sich der »neudeutschen Klebrigkeit«, der Konjunktur von Kuscheln, Bauch und Beziehungskiste, verschrieb. Von überall, aus ihrer Herren Länder, schleppen die Westdeutschen Souvenirs und Antiquitäten, Kleider und Rohstoffe nach Haus. Während - so Pohrt - der alternative Kolonialismus der Gebildeten - mehr auf seelische als auf materielle Wertsachen aus - sich bei den fremden Kulturen bedient, bei Indianern, Hindus, Rastafaris und Zen.

»Nachdem sie... den Wilden alles gestohlen haben, wollen sie zuletzt auch noch deren Naivität«, schreibt Pohrt. Und ich kann und mag ihm nicht widersprechen. Wie verträgt sich die 'No future'-Parole mit den überall schwellenden alternativen Bäuchen? Lenkt uns die Friedensbewegung - für Pohrt eine »deutschnationale Erweckungsbewegung« - nicht auch von der Politik ab? Wenn Bodenrecht, Eigentumsfrage, Produktionsmittel in Arbeiterhand nicht einmal mehr zur Debatte stehen: ist das nicht nur Politik von der Hand in den Mund? Und ist nur die Borniertheit der Erwachsenen an den versteinerten Verhältnissen schuld? Oder nicht auch die relative politische Rückständigkeit der Jungen? »Prinzip Leben« lautet der Titel von Petra Kellys Buch. Bloß Leben? »Bloß alles«, wie Beckett schreibt? Das scheint mir denn doch ein bißchen wenig, wenn man mehr als nur die FDP von '88 sein will.

Leider begnügt sich Pohrt nicht mit Zweifeln an dem, was die schwache Opposition in diesem Land - das abgelutschte »We want it all and we want it now« auf den Lippen - so schlecht und recht auf die Beine stellt; um Korrekturen dessen, was denn doch viel besser als gar nichts ist, geht es ihm nicht. Er sucht die totale Konfrontation. Und so bleibt auch das Vernünftige, was er sagt, mit Verlaub, in den Wind geschissen.

Für Pohrt sind Wohngemeinschaften typisch deutsch, gewissermaßen ein Erbe der nationalsozialistischen Gemeinschaftsidee. Aber er selbst kann sich eine erstrebenswerte Zukunft - typisch deutsch - nur als » Ver*ein* freier Menschen« vorstellen. Die Jugend sucht Wohn-Raum; und gleich ist Pohrt mit dem nationalsozialistischen »Lebensraum« bei der Hand. Der Häuserkampf ist für ihn eine Art »Winterhilfswerk« mit anderen Mitteln, und Gorleben »Thingplatz einer neugermanischen Wendenrepublik«. »Lebt im Protest gegen Chemie und Atom die alte paranoische Angst des faschistischen Zwangscharakters vor Verunreinigung und Verseuchung... wieder auf?« fragt er, erinnert an die Abneigung der Nazis gegen die jüdische?) Kernphysik und bringt die Botschaft »Schwerter zu Pflugscharen« in die Nähe zum »Arbeitsdienst« und zur Auschwitz-Parole »Arbeit macht frei«.

Nun ist es nicht neu, daß die grün-alternative Bewegung für nationalsozialisches und völkisches Gedankengut durchlässig ist. Aber wohin Pohrt von Zarathustra-Höhen auch immer hinblickt auf das Alternativ-, Protest- und Friedensbewegungsgewürm, wo immer auch Sachverhalte sich in einer einzigen Eigenschaft ähnlich zu sein scheinen, bringt er sie, in kessem Analogieschluß, zur Deckung und hat sein Aha-Erlebnis: Nazi, typisch deutsch, Deutschtümelei; und damit verbundenen Haß auf die USA, obgleich doch - so Pohrt - »jede weitere Filiale der McDonald-Hamburger-Kette eine neue Insel der Gastfreundschaft ist und eine erfreuliche Bereicherung der Eßkultur«.

Pohrts Ansichten zur »Wiedergeburt der Nation« wären die Auseinandersetzung nicht wert, gäben sie nicht Gelegenheit, einmal wieder zu erinnern an die ökonomischen Hintergründe für Nationen, Nationalgefühl und Nationalismus. Er selbst ist sich, darin seinem Vorbild Adorno ähnlich, zu fein für Ökonomie.

Deshalb noch einmal: Nationalstaaten entstanden im 18. und 19. Jahrhundert, als ein wirtschaftlich erstarktes Bürgertum, im Geltungsbereich gemeinsamer Sprache und Geschichte, den Wegfall der Zölle forderte und einen Nachtwächterstaat, der, im günstigsten Fall, einen aggressiven Außenhandel und offene Rohstoffmärkte in Übersee zu garantieren verstand. Das heißt, die Nation war praktisch die Organisationsform der wirtschaftenden Bourgeoisie; und ihr gelang es, mal mehr mal weniger, andere Bevölkerungsgruppen zu integrieren. Wie diese Organisationsformen in zwei Weltkriegen den

Stärksten unter sich ausmachen zu können glaubten, und wie dabei Deutsche, als die vermeintlich Schlechtweggekommenen, am grausigsten hausten, haben wir erlebt. Ebenso, wie die Lädierten sich anschließend zur nächstgrößeren Wirtschaftseinheit, der »Nation Europa«, zusammenschlossen. Unter der Vormundschaft der USA hält heute das westliche Nationen-Kartell die sozialistischen Staaten unter Zug- und Nachahmungszwang und plündert, Arm in Arm mit deren Oligarchien, die »Dritte Welt« aus. Und die allgegenwärtige US-Kultur ist nur der Widerschein dieser Vormundschaft in den Sitten. *Hier* fühlt sich der bürgerliche Nationalismus der Westdeutschen zuhause und aufgehoben, und nicht am »Thingplatz« in Gorleben. Und hier braucht er sich, im Augenblick, nicht einmal radikal zu gebärden; denn für die in English Wool gekleideten Herren mit den flachen schwarzen Köfferchen, die tagtäglich in alle Welt ausschwärmen, machen die örtlichen Machtcliquen als Handelspartner die Schmutzarbeit mit Privatarmeen und Todesschwadronen. Und wenn die tropischen Wälder in unseren Büros und Mobiliars, in Furnieren und Täfelungen verschwinden und die Grundnahrungsmittel der Armen in Übersee in den Mägen unseres Viehs, dann ist das halt Welthandel, liberaler Alltag.

Inzwischen sind Zigtausende nicht länger bereit, als Hehler und Komplizen der nationalen Bourgeoisie leben zu wollen. Sich auf die eigenen - und fremden - begrenzten und bedrohten Ressourcen berufend, arbeiten sie hin auf ein haushälterisches Leben. Garant des Bestehenden aber sind und bleiben die USA als das derzeit klarste Vorbild bürgerlichen, das heißt privaten, räuberischen Wirtschaftens. Muß da nicht mit Zwang eintreten, was wir an den Freiheitsbewegungen der »Dritten Welt« kennen und respektieren, nämlich daß Klassenkampf und Patriotismus sich verschwistern? Die Bolschewiki erfanden, als sich die Armeen der Alliierten mit den Großgrundbesitzern und Kadetten verbanden, den Begriff des »Sozialistischen Vaterlands«. Und daß das nicht bloß Taktik war, zeigt ein Satz Lenins von 1914: »Wir sind erfüllt vom Gefühl nationalen Stolzes«, schreibt er in »Über den Nationalstolz der Großrussen«, »und gerade deshalb hassen wir *ganz besonders unsere* sklavische Vergangenheit... und unsere sklavische Gegenwart ... « Heute weigern sich die Gruppen des linken und grün-alternativen Spektrums, die Risiken zu laufen, die der amerikanische Vormund gemeinsam mit der nationalen Bourgeoisie dem Land aufbürden will. Und sie haben darüber die Heimat entdeckt, nicht als Besitzstand des bürgerlichen Nationalismus, mithin als Räuberhöhle, sondern als vertrauten Ort, an dem man sich guten Gewissens wohlfühlen können sollte. Heimat aber auch als vielfältig und extrem bedrohtes Zuhause. Heimat - und die Heimatgeschichte des Widerstands, die sie fortschreiben, in Gorleben, Kreuzberg, an der Startbahn West und anderswo.

Wie soll Pohrt das verstehen, der noch ganz aus dem Geist der heimatlosen bürgerlichen Linken der 50er und 60er Jahre lebt und argumentiert? Er hat seine Begriffsinhalte aus der Ideologiekritik jener Jahre, und danach ist - unabhängig von der jeweiligen historischen Situation - Patriotismus etwas von Natur aus Böses: »Der Patriotismus ist eine Ideologie, die nur sich selber kennt.« Aber kennen denn andere andere, vorausgesetzt, wir können uns darauf einigen, daß Ideologien fensterlose Systeme sind? Besonders böse aber von Haus aus sind - und das hat der Kommunist Brecht dem Bürger Thomas Mann schon auszutreiben versucht - die Deutschen. Und darum sind sie nicht nur eigentlich längst untergegangen, sondern sie haben ihren Untergang auch verdient: »Den Verlust wohl keiner Nation«, so Pohrt, »würde der Rest der Welt leichter verschmerzen als den der deutschen.« Und: »Sie haben nichts zu erwarten, als daß die Bombe, die damals in Hiroshima den japanischen Verbündeten traf, nun sie selber treffe - gewissermaßen als atomaren Vergeltungsschlag für Auschwitz.«

Und da er nun gerade mal am Abräumen ist, ist es für unseren tragischen Nihilisten ein Aufwaschen, wenn auch sonst alles mit den Bach runtergeht: »Das Theater ist tot. Die Literatur ist tot. Die Theorie ist tot.« Will sagen, es gibt nur noch Pohrt. »So geht das Abendland«, düstert er, »unaufhaltsam seinem Untergang entgegen.« »Zielstrebig«, weiß er, als habe sie ihn eben bei einem Big Mac in ihre geweiht, »zielstrebig ist die Geschichte an die Schwelle des atomaren Weltuntergangs fortgeschritten.« Und da neben den großen Füßen von Mutter Geschichte vor allem »die Verhältnisse schuld« sind, ist es überhaupt »für den Einzelnen am zweckmäßigsten, den Weltuntergang abzuwarten«.

Es gibt eine Art Verfolgerwahn, der den Verfolgenden früher oder später rettungslos in den Verdacht dessen bringt, was er verfolgt: Tatsächlich ist Pohrt - gesetzt, es gibt so etwas wie Nationaleigenschaften - so rührend und entsetzlich deutsch wie Nietzsche in seinen schwächsten Zeiten. In seinen besten, in der »Voltaireschen Periode« von »Menschliches, Allzumenschliches« läßt er den Leser augenzwinkernd an den Sackgassen seiner Priesterschaft teilhaben. Pohrt tappt nur immer blind hinein. Er kennt, ganz wilhelminisch, keine Klassen, sondern nur noch Deutsche; in seinem Stil - so viele Findungen ihm gelingen - arbeitet ständig ein unsichtbares verzweifeltes Erschießungskommando, das gottlob meist nicht trifft. Altfränkisch votiert er für »das Kind der Liebe, das Andenken an den selbstvergessenen seligen Augenblick«, kokettiert mit der »historischen Größe der kalten Krieger«, , und wenn er dann von Amerika schwärmt, »dem Land viriler schwarzer Soul-Sänger und verführerischer, starkgeschminkter langbeiniger Blondinen von raffinierter Künstlichkeit«, dann guckt das blonde Raubtier heraus - aus einem Interieur von Spitzweg.

»Was uns als Fremdes abstößt, ist uns nur allzu vertraut«, schreibt Pohrt in »Die Angst der Deutschen«. Es ist sein Problem. Er kritisiert die Deutschen immer nur als Deutscher. Irgendeiner Klasse fühlt er sich weder zugehörig noch solidarisch. Wieder einmal zeigt es sich, daß Links-Sein ohne praktische soziale Parteinahme für den Hund ist.

Schade um dieses große Schreibtalent. Wieviele polemische Treffer - und wieviel mehr Nieten! Er will Resonanz um jeden Preis, auch um den der Lächerlichkeit. Aber wie, wenn er nur seinen Spaß mit uns triebe? Das wäre allerdings ein anstrengender Spaß. Für ihn. Ein »typisch deutscher«, sozusagen.

Wolfgang Pohrt: Endstation. Über die Wiedergeburt der Nation. Pamphlete und Essays. Rotbuch-Verlag, 9 Mark

Konkret 08/82, S. 98

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

In Offenburg (Baden), der Stadt des Senators Franz Burda, hat der deutsche Mann den Herzschrittmacher noch am rechten Fleck:

75 Tage trug sie Schwarz. Denn Margaret Thatcher weiß, was es heißt, um einen Sohn zu zittern. Auch wenn ihr Sohn Mark nicht mit in den Krieg zog.

Der Heldenmutter Junior, ein Bubi von fertigem Gelde, der gern Autorennen fährt, war nämlich mal ein paar Tage während einer Afrika-Rallye verschwunden:

Als er endlich gefunden wurde, gestand Margaret Thatcher vor

den Fernsehkameras.- »Ich lag nächtelang wach, habe gebetet und gezittert. «

Für die paar hundert englischen Söhne, die sie in ihrem Kolonialkrieg vor den Malvinen im Eiswasser ersaufen ließ, trug die

Mutter Schwarz. »Was für eine Frau!« ruft Burdas »Bunte« aus, der in dieser Mischung aus Brutalität und Sentimentalität, aus Blut und Rotz ganz kannibalisch wohl ist. Die Römer nannten es den *furor teutonicus.* Im vierzehnten Jahrhundert schrieb ein toskanischer Dichter vom *tedesco furor.* Er hieß Petrarca. Auf ihn hat des Senators Sohn und Chefredakteur der »Bunten«, Hubert Burda, zu recht einen Preis ausgesetzt: tot oder lebendig.

Es ist, ungeklärt, was es zu bedeuten hat, wenn der A sich vor den B oder der C sich hinter den D stellt. Will A dem B die Sicht versperren oder C sich hinter D. in Sicherheit bringen, womöglich »voll und ganz«? Die »Frankfurter Rundschau« hat die Sache mit einer Schlagzeile weiter kompliziert:

Bundeskanzler stellt sich vor Baum

Gut, daß Bundeskanzler Mann ist. Sonst hätte er sich hinter Bundesinnenminister gesetzt.

Weltgeschichtsschreibung im »Spiegel«:

In Paris nahmen die Anhänger von Leeds United 1975 beim Europacup-Endspiel gegen Bayern München das Prinzenparkstadion auseinander, und die Polizei konnte sich nicht erinnern, seit der Zeit der algerischen Befreiungsbewegung OAS je so schwere Straßenschlachten erlebt zu haben...

Ich wiederum kann mich nicht an die Zeit erinnern, da die OAS eine algerische Befreiungsbewegung war. Vielleicht weiß es der Horst Hrubesch. Er könnte uns gewiß auch etwas über die Folgen sagen, die das allzu häufige Zuschauen bei Kopfbällen auf den Sportreporter des »Spiegel« gehabt haben mag.

Auch in der »Frankfurter Allgemeinen« bleibt die Zeit nicht stehen, wird mutig Neues gewagt:

Man würde fast die Hälfte aller Brigaden kadern müssen... Wenn das Heer die Hälfte seiner Brigaden vielleicht noch mehr, kadern müßte... Das führt entweder zu einer Verringerung der operativen Verbände oder zur Kaderung...

Bisher kannte man nur das oder den Kader, das oder den Raddatz für ein russisches Wort hielt, weil es aus dem Lateinischen, Italienischen und Französischen bis an die Moskwa vorgedrungen ist. Es bezeichnet, als Neutrum wie als Masculinum, eine oder mehrere Gruppen von Personen, die sich für bestimmte Tätigkeiten qualifiziert haben. Aber *kadern?* Wie macht man das? Und was ist *Kaderung?* Ob Adelbert Weinstein wohl kadert? Und wo kommt das Gekaderte hin? Es ist doch immer wieder etwas Nachdenkliches um die »Frankfurter Allgemeine«.

Ein Zwischenruf. Im Hamburger Wahlkampf hat der liberale Walter Leisler Kiep eine »faire Ausländerpolitik« gefordert:

Wir haben in den letzten beiden Jahrzehnten sehr viele ausländische Arbeitskräfte angeworben. Sie haben Anspruch auf Toleranz und Mitmenschlichkeit. Die volksverhetzende Parole »Ausländer raus« lehnt die CDU strikt ab. Aber wir können nicht die Augen verschließen...

daß sie irgendwie doch raus müssen, auf die Nette, begleitet von liberalen, toleranzigen Reden. Der dunkelhäutige Mensch hat einen uns fremden Körpergeruch, den wir tolerieren müssen, sagt der aufgeklärte Bürger. Der Nigger stinkt und hat ein

Recht darauf - das wäre die proletarische Antwort. Die menschliche, nicht die humanistische.

Theo leidet. Nicht nur unter mir, sondern auch unter seinen Freunden, den Amerikanern, die ihren zivilen Presseoffizier durch so schwere Prüfungen jagen:

Der Vordere Orient brennt, Lateinamerika schmollt, Europa fühlt sich vor den Kopf gestoßen.

Europa ist Theo. Es war ein harter Stoß:

Die kurzen Amtszeiten führten zu raschen Pendelschwüngen; fast jeder Präsident versuchte, das Ruder erst einmal völlig herumzuwerfen. Zum andern aber nagte auch der Kongreß

am Pendel? am Ruder?

an der Kalkulierbarkeit des Landes. Obendrein verbiß sich Haig gern in Pseudo-Probleme - wenn er EI Salvador zum weltpolitischen Lackmustest hochstilisierte, den Terrorismus zur Hauptgefahr stempelte oder auf seinen Pendelflügen in der Falkland-Krise Amerikas Prestige in kleiner Münze verausgabte.

Was ist das: Es gibt dem Schiff Richtung, reagiert in Säuren rot, entwertet Briefmarken, dient als Trinkgeld, und wenn es runterfällt ist die Uhr kaputt? Achwas, sagt sich Theo, Gremliza hin, Gremliza her: lieber Idiot als Verräter an den brothers and sisters in Washington. Und wenn es tausendmal versuchter Völkermord war:

Johnson verhedderte sich in den Dschungeln Vietnams.

Da wird mal wieder ein Doktor der Philosophie ehrenhalber fällig. Von der University of Alabama.

So macht man die Leute dumm:

Hans Langemann, der im März dieses Jahres als oberster bayerischer Staatsschützer beurlaubt wurde und wegen seiner Machenschaften Hauptfigur in einem parlamentarischen Untersuchungsausschuß des Bayerischen Landtages ist...

Das ist gelogen. Noch nie ist ein bayerischer Beamter oder Politiker beurlaubt oder vor einen Untersuchungsausschuß gestellt worden wegen seiner Machenschaften. Sonst wäre ja die halbe Staats- und CSU-Führung ständig im Urlaub.

Auf die Frage nach seiner »gegenwärtigen Geistesverfassung« hat Franz Josef Strauß der »Frankfurter Allgemeinen« - er weiß, was er ihr schuldig ist - geantwortet:

Aequam memento rebus in arduis servare mentem.

A so. Wannst moanst. Oba scho saumäßig gebüldet is des. Wer spricht scho fließend Hispano-Suiza?

Was dem »FAZ«-Leser Strauß der Horaz, ist dem »FAZ«-Redakteur Friedrich Karl Fromme, den sie den Tilman Riemenschreiber nennen, der Terenz:

Es bestätigt sich das alte Sprichwort: » Wenn zwei das gleiche tun, dann ist es nicht dasselbe. «

Ach, lieber Fromme, es ist ja noch viel schlimmer: Selbst wenn einer das gleiche tut, muß es nicht dasselbe sein.

Felix Schmidt erinnert in seiner Unbedingtheit immer ein wenig an Martin Luther. Nichts haßt der Chefredakteur des »Stern« so abgrundtief wie journalistische Abhängigkeit:

Die Raubritter der Medienburgen haben immer noch gute Beute gemacht. In Wahrheit haben die Anstalten allen Grund, von bestellten Kommentatoren mit weitschweifigen Betrachtungen vernebeln zu lassen...

Schande über die bestellten Kommentatoren! Sollten sich ein Beispiel an dem graden Felix nehmen, der stets da stand und nicht anders konnte als von »Bild am Sonntag« für ein paar Mark mehr zum »Spiegel«, vom »Spiegel« für ein paar Mark mehr zum »Stern«, vom »Stern« für ein paar Mark mehr zur »Welt am Sonntag«, von der »Welt am Sonntag« zum Südwestfunk und vom Südwestfunk für ein paar Mark mehr zum »Stern« zu wechseln, wo er, der einstige Programmdirektor, unbeugsam und unbestellt Kommentare zugunsten eines privaten Fernsehens schreibt. Sollte er etwa seine jüngste eigene Meinung unterdrücken, nur weil sie die seines jüngsten Verlegers ist? Schmidt hat lange mit sich gerungen. Dann hat sein besseres (und teureres) Ich gesiegt.